Theologisches ... HALLE a/S.


# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 43 — Leipzig, den 20. Oktober — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Abbrechen und Aufbauen: 1. Abbrechen; 2. Aufbauen — Aus der Geschichte des Apostolikums: 3. Der geschichtliche Sinn des Apostolikums: a) der Sinn der altrömischen Formel — Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend: 4. Die Fürsorge und ihre Mittel im einzelnen (Erste Hälfte) — Hermann Sudermann: 2. Der „Katzensteg" und kleinere Erzählungen — An unsre evangelischen Volksgenossen. Aufruf des Gesamtvorstandes des Evangelischen Bundes — Verschiedenes: Die Pfarrvereine und der Streit ums Apostolikum; Der Distanzritt Berlin-Wien; Zur Eisenacher Erklärung — Anzeigen


## Abbrechen und Aufbauen

### 1. Abbrechen

Brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten. Joh. 2, 19

Mit rücksichtsloser Hand hat Jesus seines Vaters Haus gesäubert; der Eigennutz hatte das Bethaus zur Mördergrube gemacht, jetzt weicht das böse Gewissen der prophetischen Thatkraft des Heilands, er macht eine Geißel aus Stricken und treibt sie alle zum Tempel hinaus. Aber die Kleinlichkeit, welche die Macht dieser Thatsache nicht sehen will, fragt auch hier: „In wessen Namen treibst du die Teufel aus?" Jesus antwortet ihnen, aber weil sie nicht sehen wollen, sollen sie auch verblendet bleiben. Er spricht ein Rätselwort: „Brecht diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten."

Ein unbefangner Zuhörer mußte bei diesem Worte an den Tempel Gottes denken, in dessen Vorhalle dies Wort gesprochen wurde. Er konnte es fast gar nicht anders auffassen, als daß Jesus seine Gegner aufforderte, diesen Tempel abzureißen. Es ist sehr wohl verständlich, daß die gehässige Anklage bei der letzten Entscheidung auf dies Wort zurückging; in etwas andrer Form wird es gebraucht, um Jesus als Schänder des Heiligen zu brandmarken (Mark. 14, 58). Und wieder begegnet uns die Erinnerung an dasselbe Wort Jesu in dem herzlosen Spott Mark. 15, 29. Wie wunderbar! Höhnend warf man die vermeintliche Thorheit des Wortes dem Heiland in der Stunde vor, wo es sich zu erfüllen anfing. Denn wahrscheinlich wird uns das Johannisevangelium zu der richtigen Bedeutung dieses Wortes hinführen, wenn es demselben beifügt: er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Mit heiligem Scharfblick ahnt Jesus, wie das Volk mit seinem gottlosen Treiben Gottes Gerichte herbeiführen muß. Im Geiste sieht er Gottes Schergen, die das zur Mördergrube gewordene Bethaus zerstören; aber nicht sie, sondern das Volk selbst und seine Führer werden dann durch ihre Sünde den Tempel brechen; und schon will es ihm selbst fast zur Gewißheit werden: sah er doch in sich selbst und in seinem Leben das vollkommene Gegenbild dessen, was dieser Tempel seinem Volke sein sollte, darum erwartet ihn dasselbe Schicksal. Aber sein Glaube an sein Werk und an seinen Gott, der in ihm sein Werk wirket, wird dadurch nicht zu schanden. Er muß sterben, aber er stirbt, um zu leben. Was ihm seine Feinde am Kreuz höhnend zurufen: „Wie fein zerbrichst du den Tempel und baust ihn in drei Tagen," hat er selbst als Wahrheit empfunden; als er sprach: „Es ist vollbracht", war auch dies Werk vollendet.

Paulus lehrt uns das, was Christus an sich selbst erfahren hat, in dem Werden unsers eignen Christenstandes wiederfinden. Auch uns gilt darum dieses „Stirb und werde," das Jesus in diesem Worte von sich aussagt. Wir sind mit ihm begraben (Römer 6, 4) und werden mit ihm leben (Römer 6, 8).

Darum ist auch unser Christenleben zuerst ein Abbrechen. Der natürliche Mensch baut nicht nur Luftschlösser, die von selbst einfallen, sondern auch stolze Häuser und feste Burgen. Mühsam tragen wir Stein auf Stein herbei, von Jahr zu Jahr wächst der Bau. Erfahrung ist der Werkmeister. Oft sind wohl die Steine gut, die wir hieher und dorther entnehmen, aber der Mörtel ist schlecht, der sie zusammenhalten soll. Heißt er Eigennutz, so kann der Bau nicht bestehen. Sähe er auch so stolz darein, wie der Tempel in Jerusalem, auch für ihn kommt eine Zeit, wo kein Stein auf dem andern bleiben wird.

Ich sehe andre Bauten. Könige im Reiche des Geistes haben sie gebaut, und Kärrner dabei zu thun gehabt. Aus tiefen Gründen haben sie manchen Stein gehoben und mit eingefügt; vielleicht haben sie ihre Lebenskraft darüber verzehrt, ihre Weltanschauung auszubauen: wird ihr Werk Bestand haben? Oder heißts auch hier: Erst abbrechen und dann aufbauen?

Ich schaue rückwärts in die Geschichte. Mit Menschenblut kitten die Gewaltigen auf Erden ihre Weltreiche zusammen. Dort ist der Machtwille eines Einzigen das einzige Band, das diese willkürlichen Gebilde zusammenhält. Thun sich zwei Augen auf ewig zu, so zerfallen sie, wie sie entstanden. Hier sichert ein wehrhaft Volk den Thron seines Königs. Auch Völker werden alt. Auch Königsthrone können stürzen. Was für die Ewigkeit gebaut sein soll, muß auf anderm Grunde ruhen als auf Menschenkraft und Menschentreue.

Jedes Geschlecht, das über die Erde geht, baut sich sein Haus. Es meint, die Ordnungen in Kirche, Staat und Gesellschaft, die es geschaffen, müßten ewig sein. Kommen dann Zeiten, wo seine Lebensformen zusammenzustürzen drohen, meint es, es bräche alles zusammen. Und es sind doch oft nur die Frühlingsstürme einer neuen Zeit, die dann durch die Lande brausen. Es muß ja jedem Aufbauen erst ein Abbrechen vorauf gehen. Will sich die Zeit ändern, so muß erst das Alte stürzen, ehe neues Leben aus den Ruinen erblühen kann. Dies Gesetz gilt in der Weltentwicklung ebenso gut wie im Christenleben.

Zwar kostets oft einen schweren Kampf, ehe man sich zum Abbrechen entschließt: was wir selbst erbauten, ist uns lieb und wert. Wir lassen nicht gern von dem, was uns unsern Schweiß gekostet hat. Es wird uns schwer, Hand an das zu legen, was bisher unser Ruhm war. Wer vergriffe sich gern am eignen trauten Heim? Und wäre es auch eng, es sind doch die altgewohnten Räume, sie sind durch Leid und Lust langer Jahre geheiligt. Dort stand einst eine Wiege und hier ein Sterbebett; ein edles Herz hängt an den Stätten, wo es einst geblutet und gejubelt. So thut es stets wehe, wenn wir zur Einsicht kommen, daß wir erst abbrechen müssen. Auch Jesus hat über Jerusalem und seinen Tempel geweint, ehe die Stunde des Gerichts über seine Stadt hereinbrach. Aber solcher Schmerz darf uns die Einsicht nicht verdunkeln: du mußt abbrechen,

sonst kannst du nie aufbauen. Denn was ist das für ein Menschenbau, wo die Fenster fehlen, durch die Gottes Gnade hineinleuchten kann, die wir aufthun, wenn unsre Gebete zu Gott aufsteigen wollen? Und wäre solch Haus auch noch so stolz und schön, es finden sich doch Spalten und Löcher, wodurch die Unzufriedenheit, die Leidenschaften und Begierden eindringen. Auch die Thür des reichsten Hauses steht dem Unglück offen. Muß es nicht kalt sein in einem Hause, in dem die Liebe Gottes fehlt, die Menschenherzen warm macht? Darum prüfe die Heimstätte, die du deinem Geist auf Erden bereitet hast, mit allem ihrem Hausrat. Fehlt das Beste darin, dann reiß ab, vielleicht hilft Gott dir ein neues aufrichten. Und wäre ein Bau auch noch so groß, mir wäre es zu eng in einem Hause, worin der Herr Jesus keinen Platz findet. Zwar wir betrügen uns gar zu gerne selbst, wir wollen es gar nicht wissen, daß wir hier nicht für die Ewigkeit bauen. Den ersten Teil der Goetheschen Zeile sprechen wir nach: „So laßt mich scheinen,“ ohne an den Schluß zu denken: „bis ich werde.“ Wir gleichen Kindern, die auf einem Kirchhof spielen. Wir wandeln alle auf Gräbern und wollen es nicht wissen. Nein, es muß alles neu werden, in gewissem Sinne müssen Christen radikal sein. Sie müssen bis auf den Grund abbrechen. Aber wir reißen nicht nur nieder. Auf das Abbrechen folgt ein Aufbauen.

## 2. Aufbauen

Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete, und grub tief und legete den Grund auf den Fels (Luk. 6, 48).

Abbrechen macht traurig. Es ist uns nur dann wohl dabei, wenn wir wissen, daß auf das Abbrechen ein fröhliches Aufbauen folgen wird. Für unsre Arbeit giebt uns das Heilandswort die Richtschnur: wir sollen bauen gleich einem Manne, der tief grub und den Grund auf den Fels legte. Vor dem Neubauen ist ein gründliches Aufräumen nötig. Es liegen Berge von Schutt um uns her, die müssen hinweg geräumt werden, ehe der Grund gelegt werden kann. Darauf kann man nicht bauen. Was sich im alten Bau als unhaltbar erwies, darf bei dem neuen Anfang nicht unbesehen wieder verwandt werden. Manche Erfahrung, auf die wir stolz waren, hat uns doch betrogen, mancher Gedankenschluß, der fest gefügt erschien, hat doch nicht stand gehalten. Darum lösen sich die Systeme, die Weltanschauungen, die sozialen Gebilde in stetem Wechsel gegenseitig ab, weil ein jedes von ihnen nur hie und da einen neuen Baustein hinzufügt. Sie meinen etwas ganz Neues zu sein und wirtschaften mehr mit dem Erbe vergangener Geschlechter, wie sie selbst wissen; sie tragen denselben Keim der Unbeständigkeit, der ihre Vorgänger tötete, auch wieder in sich. Ist doch jedes Werden nur möglich durch ein Vergehen. So muß sich Werden und Vergehen in stetem Wechsel ablösen. Wer nicht gezwungen sein will, immer wieder abzubrechen, und es scheint fast, als könnten wir nie über diesen ewigen Wechsel hinauskommen, der muß gründlich aufräumen.

So ist es im sittlichen Leben. Manche Leute haben um sich herum einen Wall von unausgeführten guten Vorsätzen aufgehäuft. Dieser Schutt der Vergangenheit hindert sie überall, er macht es ihnen fast unmöglich, noch einmal festen Grund zu legen. Darum muß er vor allen Dingen hinweg. Was das Sprichwort von den guten Vorsätzen sagt, ist wahr. Auf dem Wege zur Hölle werden wir doch nicht bauen wollen. Vielleicht ists einmal gut, gar keine Vorsätze zu haben, sondern nur einen heiligen starken Willen. Manches Stück unsers geistigen Hausrates hat gar wohl in das alte Leben hineingepaßt; dort hat es uns gute Dienste geleistet. Wollten wir es in das neue Leben mit hinüber nehmen, es würde uns nur schaden oder wenigstens im Wege stehen. Ungeprüft darf nichts hinüber vom Alten zum Neuen. Aber sollte es bei solcher Prüfung stand halten, dann getrost mit hinein in das neue Leben. Vielleicht ist es der Rest einer bessern Zeit, den wir als Vatererbe bewahrt haben, ohne ihn zu gebrauchen, jetzt kommt er wieder zu Ehren. Auch im Triebsande mancher Flüsse finden sich Goldkörner, wenn man nur sichtet; unter dem Schutte verborgen liegt oft noch manch guter Baustein; ist er bewährt, wollen wir ihn getrost mit hinein bauen.

Haben wir so gründlich aufgeräumt und gesichtet, dann wollen wir tief graben, bis wir den richtigen Baugrund finden. Wo soll ich graben? Im eignen Herzen. Da darf man freilich nicht an der Oberfläche bleiben. Denn oft sind die Herzen fußhoch mit dem Sande der Oberflächlichkeit und Trägheit in geistigen Dingen überschwemmt. In allen Dingen gilt es in der modernen Gesellschaft für eine Ehre, eine feste Meinung zu haben, nur hier nicht. Nirgends giebt es mehr Vorurteile wie in Glaubenssachen, und zwar oft gerade bei denen, die voraussetzungslos sein wollen. Da muß man sich hindurcharbeiten, man darf nicht zu früh an dem guten Grunde verzweifeln, den es in einem Menschenherzen vielleicht doch noch giebt. Zwar bei manchen hilft alles Graben nichts, da muß Gott selbst erst mit einer Sturmflut das Herz aufwühlen bis zum Grunde, dann kann er bauen; aber wohl dem, der davor bewahrt bleibt. Es giebt auch Herzen, in denen ist scheinbar nur Platz für irdisches Arbeiten und Gewinnen; wer in Liebe für Gottes Reich um sie wirbt, möchte fast verzweifeln. Zagen wir nicht zu früh. Nein, graben wir nur weiter, vielleicht kommt doch noch die Zeit, wo man in versumpften oder versandeten Herzen Grund findet. Es giebt Tiefen im Menschenherzen, die man nicht ahnen kann, ehe man sie ergründet. Und im untersten Kämmerlein schlummert in jedem Menschenherzen doch noch die Sehnsucht nach einem lebendigen Gott. Es ruhen verborgne Quellen im Grunde des Menschenherzens. Die schönste unter ihnen ist jene, die ihr Wasser zum ewigen Leben sendet. Darum suchen wir nur; vielleicht beschert uns Gott die Wünschelrute, die diese Quellen aufdeckt. Wir müssen erst uns selbst finden, sonst können wir nicht in uns selbst gründen. Ohne rechten Grund aber kein Aufbauen.

Doch ein Menschenherz ist vielleicht nimmer der rechte Grund, auf dem man bauen kann. Nein, grabe tief — bis hinein in das Herz deines Gottes. Denn zu wissen, daß ein Gott sei, giebt noch kein Gottvertrauen. Wer Gott erst begreifen will und erst dann an ihn glauben, kommt nie zum Ziel. Wahre Gottesgemeinschaft ist ein Zug des Herzens zum Herzen. Erst wenn sich uns das innerste Wesen unsers Gottes aufthut, dann glauben wir. Gott sei Dank, daß wir das können: wer Jesum kennt, schaut seinem Gott in das Herz hinein. Da habe ich den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält. In Jesu Leben, seiner Liebe, seiner Treue, seiner Gnadengegenwart sehen wir die Herrlichkeit des Vaters. Darum muß ein evangelischer Christ sich immer tiefer in das versenken, was uns das Herz Gottes voll Erbarmen aufthut, in Jesum Christum. So tief müssen wir alle graben, sonst können wir nie für die Ewigkeit aufbauen. Es gilt nicht allein von unserm persönlichen Glaubensleben, sondern von allem, was auf Erden Bestand haben soll: einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus. Darum, wenn zwei gemeinsam sich ihr Haus bauen, so darf er nicht fehlen. An ihm darf man nie vorübergehen, wenn es gilt, der Wahrheit neue Formen zu finden. Auch wo die Weisheit sich ihr Haus gründet, da darf er nicht fehlen. Es ist umsonst, wenn die Welt meint durch eine Neuordnung ihrer Verhältnisse glücklich zu werden, wenn diese neue soziale Gesellschaftsordnung meint, ohne ihn auszukommen. Es ist vergeblich, uns Christen diese Einseitigkeit zum Vorwurf zu machen, wir können nicht anders, als uns überall auf Christum gründen. In den Ausbau des Reichs Gottes muß sich alles hineinfügen.

Aber der gute Grund allein giebt einem Bau noch nicht Beständigkeit. Ein kluger Mann muß auch wohl acht haben, wie er auf solchem guten Grunde nun auch fest baue. Im Weltmeer liegt eine Klippe, gepeitscht von brausenden Wogen, nur zu den Zeiten der Ebbe ragt sie empor. Weht der Sturm, schlagen die Wogen haushoch über ihr zusammen. Schon manches Schiff ist an dieser Klippe gescheitert. Da wagen es kühne Männer. Sie nutzen die kurzen Stunden der Ebbe. Sie fügen Quader zur Quader. Schon ragt der Bau aus den Wogen zur Zeit der Flut. Bald wird ein Leuchtturm mitten in den Wogen den Schiffern den Weg zeigen. Da kommt eine Sturmes-

nacht. Die Woge stürzt über den wachsenden Bau, als es wieder Tag wird und die Wasser abnehmen, bespülen die Wellen den kahlen Felsen. Aber die wackern Männer werden nicht müde. Sie beginnen noch einmal. Sie bauen nur fester. Noch einmal siegen die Elemente. Sie bauen zum drittenmal. Endlich gelingts; jetzt brechen sich die stolzen Wellen an dem Leuchtturm auf einsamer Klippe. So sollen wir bauen. Es glaubt mancher, er habe felsenfest gebaut, ein einziger Sturm der Anfechtung wirft alles über den Haufen. Soll uns das mürbe machen? Nein, es soll uns nur mahnen, noch fester zu bauen. Auch die Bausteine, mit der man auf Felsengrund baut, müssen Felsenart an sich tragen, wie Felsgefüge müssen sie verbunden werden. Nennen wir die Bausteine unsers innern Lebens Grundsätze, Lebenserfahrungen, Gewissen, Liebe, Glauben, so muß dies alles von Christo gewonnen und mit Christo verbunden sein. Es muß sich durch Christi Geist zum felsenharten Gefüge des Menschen Gottes verbinden, der neuen Kreatur, welcher der ganzen Welt Trotz bietet. So sollte es sein, ein Christenmensch ein Felsbau, wem würde das nicht zur Beschämung? Darum prüfen wir uns recht, wie wir bisher gebaut haben. Und giebt es auch hie und da viel abzubrechen, das macht uns nicht mißmutig; denn wir wissen, ohne Abbrechen kein Aufbauen. Es ist hier keine Mühe zu groß. Leg nur Hand ans Werk, und dann Glück zu zum fröhlichen Aufbau! O B—r

## Aus der Geschichte des Apostolikums

### 3. Der geschichtliche Sinn des Apostolikums

#### a) Der Sinn der altrömischen Formel*)

Unser jetziges Apostolikum hat geschichtlich angesehen denselben Sinn, wie seine Grundlage, das altrömische Symbol. Denn einesteils ist es ja offenbar im Wortlaute trotz seiner mancherlei Zuthaten noch mit jenem in wesentlicher Uebereinstimmung, anderenteils will es sicher nichts „Neues" bieten, nichts, was nicht auch in der alten Formel indirekt mitläge. Die Zusätze sind gemeint als bloße kurze „Ausführungen."

Wir besitzen nicht nur eine große Anzahl von Symboltexten aus der alten Kirche (jene Fülle von Nebenformen zu dem altrömischen Symbol, die richtig klassifizirt und unter einander verglichen, uns eben gestatten oder zwingen, unsern gegenwärtigen Text so zu beurteilen, wie oben geschehen ist), sondern auch eine Menge von Symbolauslegungen. Von einer bestimmten Zeit an wurde es Sitte, den Täuflingen bei der „Ueberlieferung" des Symbols in einer Predigt (auch wohl mehreren solchen) die Bedeutung des ganzen und seiner einzelnen Artikel auseinanderzusetzen. Von diesen Predigten ist eine große Anzahl auf uns gekommen; von den namhaftesten Kirchenlehrern, einem Augustin, einem Cäsarius von Arles u. s. w., sind Sermone mit der Ueberschrift „bei der Ueberlieferung des Symbols" erhalten. Aber auch sonst giebt es viele gelegentliche Aeußerungen über diesen oder jenen Artikel des Symbols. So können wir ziemlich genau sagen, wie das alte Symbol in der alten Kirche gedeutet wurde. Aber dabei ist Folgendes zu bemerken. Es giebt doch keine einzige Auslegung, die wir als autoritativ betrachten könnten. Als eine solche würden wir etwa eine Auslegung ansehen dürfen, die zeitlich und örtlich dem Ursprunge des Symbols nahe stünde. Gäbe es z. B. eine Schrift über die Formel von seiten eines römischen Bischofs, wäre es auch um etwa hundert Jahre später, als der Wahrscheinlichkeit nach die Formel in der römischen Gemeinde eingeführt worden ist, so hätten wir daran einen sehr wichtigen, nur im Notfalle zu beanstandenden Zeugen für den echten, nach ihrer ursprünglichen Absicht maßgebenden Gedankengehalt. Allein die früheste Auslegung, die wir haben, ist 250 bis 300 Jahre später verfaßt als das Symbol, sie ist nicht einmal von einem römischen Autor und auch noch aus manchem weitern Grunde von geringem Werte für die Feststellung einer glaubhaften Tradition über den Sinn des Symbols. Es ist in den meisten Predigten u. s. w. über das Symbol mit Händen zu greifen, daß sie sich „zurechtlegen," was sie angeblich „auslegen." Das Verfahren der altkirchlichen Theologen könnte man sehr oft als „falschmünzerisch" bezeichnen, wenn dieser böse Ausdruck nicht überall da ausgeschlossen sein müßte, wo ein Ausleger „gutgläubig," d. h. ernstlich überzeugt ist, ohne viel Mühe den Worten ja abzusehen, was ihr Sinn sei. Für den, der sich mit der Geschichte des Symbols befaßt, gehören die „Auslegungen" durchweg in das Kapitel der Umdeutungen desselben in den verschiednen Epochen der Kirche. Wie aber soll es uns denn gelingen, dem wirklichen geschichtlichen Sinn der Formel nahe zu kommen?

Halten wir daran fest, daß die Formel im Laufe noch des ersten Jahrhunderts, seit die Apostel begonnen hatten, die Predigt des Evangeliums in die Welt zu tragen, entstanden sei, so wird alles darauf ankommen, daß wir uns die allgemeinen Bedingungen, unter denen damals noch die Kirche, insbesondre die Gemeinde zu Rom, die Heimat des „Symbols," stand, und unter denen sie ihr Bekenntnis erstmals mit festen Worten umschrieb, vergegenwärtigen. Eine genaue Erwägung des griechischen Urtextes, jeder grammatischen oder lexikalischen Besonderheit seiner Ausdrucksweise wird dann auf die richtige Spur leiten. Ich mache nun hier in der Kürze nur auf folgende Momente aufmerksam.

Zunächst, was den Charakter der Gemeinde zu Rom betrifft, so wird man glauben dürfen, daß in ihr die Predigt des Apostels Paulus noch in der Ueberlieferung nachwirkte. Es waren wohl vierzig bis fünfzig Jahre — also mehr als ein Menschenalter — darüber vergangen, seit Paulus in Rom gepredigt hatte und des Märtyrertodes gestorben war. Wir sind zwar wenig berechtigt zu glauben, daß die Paulinischen Gemeinden die tiefsinnige, komplizirte Theologie des Paulus allseitig oder auch nur in vielen ihrer Züge begriffen hätten. Aber man darf doch zum voraus erwarten, daß spezifisch Paulinische Gedanken, sagen wir einmal, daß sich der Rahmen der Paulinischen Predigt in einer Kirche, wie der zu Rom, erhalten und um die Zeit, wo das Symbol aufgestellt wurde, noch in der Erinnerung gelebt habe. — Nun ein Weiteres. Zu der angegebnen Zeit existirte noch nicht die Sammlung von Büchern, die wir als „Neues Testament" bezeichnen. Wohl verstanden: noch nicht die Sammlung! Die überwiegende Mehrzahl der einzelnen Bücher war freilich vorhanden. Aber ob sie schon alle in Rom bekannt waren, steht jedenfalls dahin. Z. B. darf man es in Frage stellen, ob das Johannesevangelium damals schon in Rom gelesen wurde. Auch wenn es schon verfaßt war, so ist nicht sicher, daß es bereits nach Rom überbracht war. Der Verkehr der christlichen Gemeinden unter einander war lebhaft und stark, aber man darf doch keine modernen Maßstäbe dabei anlegen! War das Johannesevangelium etwa noch unbekannt in Rom, so ist nicht zu bezweifeln, daß andre Formen der evangelischen Erzählung, die wir in Gestalt der sogenannten synoptischen Evangelien besitzen (ich denke vornehmlich an Lukas!), dort verbreitet waren, und daß sie die Vorstellungen, die man sich von der Geschichte Christi auf Erden machte, bestimmten. Es ist ferner anzunehmen, daß man in Rom keineswegs bloß den Brief, den Paulus eben dorthin gerichtet hatte, besaß, daß man vielmehr Abschriften von mehr oder weniger allen Briefen des Apostels in Händen hatte und im Gottesdienste vorlas. Auch die Apostelgeschichte wird man schon gekannt haben. Kurz und gut, wenn man auch noch nicht so wie wir einen „Kanon des Neuen Testaments" kannte, so stand man doch bereits auf dem Boden eines geschriebnen „Wortes." Nur freilich doch noch in einer mehr freien Weise. — Das Dritte, was ich hervorheben möchte, ist der Umstand, daß man sich noch nicht eingerichtet hatte auf eine Einbürgerung der christlichen Kirche in der Welt, in der Auseinandersetzung mit dem Staate, der Wissenschaft, über-

*) Ihr Wortlaut sei hier aus voriger Nummer wiederholt:
1. Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater. 2. Und an Christum Jesum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, 3. der geboren wurde aus heiligem Geiste und Maria der Jungfrau, 4. der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde und begraben, 5. am dritten Tage auferstand von den Toten, 6. auffuhr gen Himmel, 7. sitzet zur Rechten des Vaters, 8. von wo er im Kommen ist, um zu richten Lebendige und Tote. 9. Und an heiligen Geist, 10. heilige Kirche, 11. Sündenvergebung, 12. Fleischesauferstehung. Amen.

haupt der Kultur. Man lebte noch in der Hoffnung auf das baldige Ende „dieser Welt,“ man erwartete noch für die nächste Zukunft, ja für jeden Tag die Wiederkunft des Herrn. Damit hing zusammen eine eigentümlich erregte, oft noch ekstatische Stimmung. Man erlebte noch Offenbarungen; es gab noch viele, die „Gesichte“ hatten; ja die ganze Gemeinde lebte ihres Glaubens noch mehr in einer Art von Schauen, als auf Grund oder in Form von Reflexionen. Von Theologie, von theoretisch zusammenhängender Gedankenbildung über die Gegenstände des Glaubens war noch kaum die Rede.

Das altrömische Symbol hat nun unverkennbar drei Teile. Es bezeugt einen Glauben an Gott (Art. 1), an Christus Jesus (Art. 2 bis 8) und noch an vier weitere Größen, die unter sich irgendwie gleichartig erscheinen (Art. 9 bis 12). Wir sind so gewohnt anzunehmen, daß das Apostolikum auf dem Gedanken der Trinität erbaut sei, daß es schwer hält, einer andern Betrachtung Raum zu schaffen. Und doch ist es nach dem griechischen Urtext ganz deutlich, daß nicht das Schema der drei „Namen“ in der Taufformel dessen Konstruktion bedingt. Das Symbol sagt nicht: „Ich glaube an den Vater . . . Und an den Sohn . . . Und an den heiligen Geist . . .“ Es bezeugt in Art. 9 nicht einen Glauben an „den“ heiligen Geist, sondern an „heiligen Geist“ („einen“ heiligen Geist), wie an „heilige Kirche,“ an Sündenvergebung und Fleischesauferstehung. Das Symbol ist nicht zusammenzufassen unter dem Gedanken an das geheimnisvolle dreieinige Wesen Gottes, es bildet überhaupt gar nicht in dem Sinne eine „Einheit,“ daß man in ihm alles wie aus einem Gedanken verstehen könnte. Es bezeichnet locker nebeneinander gestellt die Hauptstücke, auf die es einem gläubigen Christen ankam, die wichtigsten Orientierungspunkte, auf die sich die Christenheit bezog, wenn sie sich klar machte, was sie „glaube,“ d. h. worin sich ihre Religion von andern Religionen unterscheide. Die Christen hatten eine besondre Vorstellung von Gott, eine solche, die kein Heide, ja auch kein Jude hatte: Gott ist der „allmächtige Vater.“ Sie glaubten noch an eine zweite Person, an Christus Jesus, und zwar glaubten sie von ihm, daß er der „Sohn Gottes“ sei und ihr „Herr.“ Drittens glaubten sie dann noch, daß es heiligen Geist gebe, eine Gemeinde (die Kirche), die „heilig“ sei, daß Sündenvergebung zu erlangen, daß eine Auferstehung selbst des „Fleisches“ zu erwarten sei. Der dritte Teil des Symbols (Art. 9 bis 12) bezeichnet die Güter und die Hoffnungen eines Christen.

Wenn wir auf das Einzelne eingehen, so ist zum ersten Artikel nur wenig zu sagen. Das Symbol spricht nicht sowohl aus, daß der Christ an Gott glaube — daß es einen Gott giebt, erscheint wie selbstverständlich —, es bezeugt nicht einmal eigens, daß man als Christ nur an Einen Gott glaube, es behandelt das Wort „Gott“ wie einen Eigennamen: „Gott,“ unter diesem Worte ist nur ein einziges Wesen gemeint, jeder weiß, welches Wesen, aber der Christ bezeugt, daß er von der Art dieses Wesens eine bestimmte Vorstellung, einen bestimmten, seiner Sache gewissen Glauben habe, nämlich daß Gott als ein „Vater“ zu denken sei, und zwar ein Vater, dem alle Macht zu Gebote stehe. Zu einem „Vater“ gehören „Kinder.“ Das Symbol berührt dieses Moment nicht. Es bezeichnet Gott nicht als „unsern (meinen) allmächtigen Vater.“ Man darf daher wohl nicht denken, daß das Herrengebet und die Anrede an Gott, die Christus uns, den Christen, darin auf die Lippen legt, direkt den Hintergrund für Art. 1 des Symbols darstelle. Aber es ist zu beachten, daß nur ein „religiöser“ Begriff zur Bezeichnung der Art „Gottes“ verwendet wird. Keinerlei Spekulation, keinerlei Definition, nur eine das Gemüt, vielleicht auch den Willen, das Gewissen berührende Aussage. Daß „Gott“ im Himmel wohnt, daß er, der „allmächtig“ ist, indem er sich wie ein „Vater“ verhält, die Welt, Himmel und Erde, gemacht hat, das gehört wieder zu den Stücken, die das Symbol nicht ausspricht, weil es sie zweifellos für selbstverständlich hält.

„Christus Jesus“ tritt im Symbol auf so wie Gott, nämlich als eine, daß ich so sage, äußerlich ja jedem bekannte Person. Es weiß nur nicht jeder, wer und was dieser „Mann“ ist. Er ist der Sohn Gottes und „unser Herr.“ Das Symbol spricht den Glauben der Einzelnen aus; es hebt an mit: Ich glaube. Aber es nennt Jesus „unsern Herrn.“ Wer sind die „Wir,“ unter die sich das bekennende „Ich“ mitrechnet? Nur die Christen? Oder „die Menschen“? Ich möchte annehmen, daß beide gemeint sind. Es ist im Sinne des Symbols zu sagen, daß die Hauptprobe darauf, daß Christus Jesus „Herr“ sei, darin zu erkennen ist, daß er das Gericht zu halten bestimmt ist. Sein Richteramt aber ist nicht beschränkt auf die Christen. Ueber „Lebendige und Tote“ wird er das Urteil abzugeben haben, d. h. über alle Menschen. Christus hat also eine Bedeutung für alle Welt, für die Ungläubigen so gut wie die Gläubigen: vor ihm werden alle erscheinen müssen. Dennoch hat er eine spezielle Beziehung zu den „Seinen.“ Die Christen nur kennen ihn, glauben an ihn als den „Herrn.“ Sie werden doch noch anders durch ihn beherrscht, als die „Welt.“ Es ist oft gesagt worden, das Symbol lasse die ethische Seite des Christentums zu kurz kommen. Speziell hat man eine Beziehung auf das Gottesreich als eine sittliche Größe vermißt. Aber das „unser Herr“ hat eine Tragweite, die von denen, die so reden, unterschätzt ist. Der „Herr“ hat zu walten und zu regieren. Wer seinen Glauben daran, daß Christus ein Herr über ihn sei, bekennt, deutet als selbstverständlich an, daß er sich von Christus auch in seinem Leben regieren lasse, daß er das „Gesetz Jesu Christi“ anerkenne und gewillt sei, sich darnach zu halten. Auf der andern Seite tritt hier das Moment hervor, das ich oben erwähnte, nämlich daß die Gemeinde, die das Symbol aufstellte, an die sittlichen Aufgaben des Christentums noch bloß in enger Begrenzung dachte. Die Redewendung, mit der das Symbol der Richterstellung Jesu Christi, des Herrn, gedenkt, verrät unmittelbar, daß man die Katastrophe ganz nahe glaubte. Gegenwärtig ist Jesus ja noch im Himmel verborgen, er „sitzt“ noch zur Rechten des Vaters, aber er ist doch schon „im Kommen,“ jeden Augenblick kann er sich erheben, und dann ist das Ende da. Art. 8 zeigt uns klar, daß das Symbol noch aus einer Zeit stammt, wo man mit zitternder Freude und Furcht betete: „Komm, Herr Jesu,“ und wo man noch das „Ja, ich komme bald“ vernahm. In dieser Zeit genügte es, wenn der Gläubige sich zu Jesu als seinem „Herrn,“ der ihn „richten“ werde, bekannte, um alle sittlichen Motive des Christentums, die praktisch anwendbar waren, mit zum Ausdruck zu bringen. Aus dem Symbol hörte noch jeder Christ heraus, daß der Glaube auch sittliche Früchte verlange. Das „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten,“ klang ihm entgegen aus dem Bekenntnis zu Christo dem Herrn, der im Kommen ist, Lebendige und Tote vor seinen Richterstuhl zu fordern.

Eine Begründung dafür, daß Christus Jesus für „unsern Herrn“ anzusehen sei, liegt in dem Prädikat, mit dem von vornherein sein Wesen bezeichnet ist. Christus Jesus ist ein Sohn Gottes, er ist der einzige Mensch, von dem das gilt. Daß der Sohn Gottes eine besondre, eine absolut übergeordnete Stellung unter den Menschen hat, eine Stellung, die ihn allen „bloßen“ Menschen gegenüber auf die Seite Gottes stellt, die es glaubhaft macht, daß Gott durch ihn waltet, durch ihn seine Macht bethätigt, ja ihm das oberste Majestätsrecht, das Gericht, übertragen hat, bedarf im Sinne des Symbols keiner weitern Begründung. Oder doch nur einer solchen, die sich einfach auf die Geschichte Jesu bezieht. Wer die Herkunft des Christus Jesus kennt, der weiß, daß er mit Recht als „Sohn Gottes“ bezeichnet wird, daß er wirklich kein bloßer Mensch ist. Und wenn das Evangelium weiter erzählt, daß Christus Jesus, nachdem er gestorben war, auferstanden sei, daß er aufgefahren sei zum Himmel, so stimmt das ja durchaus zu seiner göttlichen Herkunft, es beweist andrerseits auch seinen Charakter als des „Sohnes Gottes.“ Daß der Vater seinem Sohne dann verliehen hat den Sitz zu seiner Rechten, daß er ihm an seinem eignen Throne Teil gegeben, das ist auch nur eine Konsequenz: dem Sohne Gottes gebührt Glanz und Herrlichkeit.

Wenn ich das Symbol in seinem zweiten Teile in dieser Weise verstehe, so ist das eine Ablehnung der Auffassung der einzelnen „Artikel“ hier, die unter uns die übliche ist. Man

redet davon, es sei die Eigenart des Apostolikums, daß es nur die nackten „Thatsachen“ der heiligen Geschichte fixire und bekenne. Daran knüpfen die einen die Bemerkung, dieses Symbol sei doch unsäglich äußerlich und dürr, die andern meinen, daß es darin gewissermaßen kindlich, eben darum doch auch wahrhaft klassisch erscheine. Auf der einen Seite nimmt man vollends Anstoß an der Auswahl der Thatsachen. Die „unglaubhaftesten,“ die „wunderbarsten“ seien offenbar mit Vorzug registrirt, das Symbol sei der Ausdruck eines superstitiösen oder doch phantastischen Glaubens. Das Symbol verlange recht eigentlich ein sacrificium intellectus; „Glaube“ sei in seinem Sinne in erster Linie ein Verzicht auf eine vernünftige Denkart; so sei es nur ein Aergernis für jeden modernen Menschen. — Auf der andern Seite freut man sich der speziellen zum „Bekenntnis“ erhobnen Thatsachen. Das, was jedem, auch dem blödesten Auge, die Uebernatürlichkeit der christlichen Glaubensobjekte zum Bewußtsein bringen müsse, das werde hier in den Mittelpunkt gestellt: so werde die Gemeinde durch das Apostolikum immer wieder an ihre Geheimnisse erinnert. Diese Geheimnisse an sich, ganz gleichgiltig, was sie an Heilswert „enthalten,“ seien hier einmal vorab festgestellt. So sei das Symbol die gesunde Grundlage für die Theologie. — Ich meine, beide Teile seien im Unrecht. Jene Reflexionen und Urteile lassen sich an den deutschen Text unsers jetzigen Apostolikums mit einem gewissen Recht anschließen, aber nicht an den Wortlaut des altrömischen Symbols, insonderheit an den griechischen nicht. Unser deutscher Text bringt die einzelnen Artikel in einer solchen Form, daß man wirklich den Eindruck empfängt, es sollten in Bezug auf Christus nur eine Summe von Einzelheiten seines Lebens, gleichviel was sie bedeuten möchten, mit kurzen Worten eben einmal „bekannt“ werden. In unserm deutschen Texte ist der zweite Teil des Symbols gewissermaßen atomisirt worden. Aber das ist wider den Grundtext. Dieser bietet nicht eine Reihe von Sätzen oder Thesen, zu denen man sich bekenne, sondern einen Satz, eine These, die, daß man an Christus Jesus glaube, der als der Sohn Gottes unser Herr sei, und er bietet diese These so, daß er schildert und ausführt, wiefern das glaublich, wiefern das „wahr“ sei, oder worin sich Christi Art und Stellung uns gegenüber darstelle. Im Sinne des altrömischen Symbols erklärt man nicht seinen Glauben erstens an Christus Jesus unter gewissen Attributen und ferner zweitens an eine Reihe von „Thatsachen“ aus seiner Geschichte, sondern lediglich den Glauben an eine besondre Art und Stellung des „Christus Jesus,“ eine Art und Stellung, die dann „vor Augen gemalt wird.“ Wie mit Bezug auf Gott, so stellt das Symbol auch mit Bezug auf Christus keine Spekulation auf, es nimmt nicht die Gedanken in Anspruch, aber es faßt das Herz an. Es ist ein Ausdruck der Erkenntnis, daß wir unsre Beziehung zu Gott durch Christus haben. Ist Gott der „allmächtige Vater,“ so hat er speziell zu „uns“ sein Verhältnis doch in Christo, der sein „Sohn“ ist, den er uns zum „Herrn“ gesetzt hat. Warum das so ist, das sagt das Symbol nicht, darauf reflektirt es nicht: es ist ihm genug, daß es so ist. Das Symbol kennt in der That keine „Theorie“ über das „Werk“ Christi. Aber es hat eine Anschauung von dem Berufe, von der „Stellung“ Christi. So ist es als Glaubensbekenntnis der Ausdruck einer innern Entscheidung Christo gegenüber. Es ruht auf dem Entschlusse einer Unterwerfung unter den „Herrn.“ Die wunderbaren Dinge, die es aus dem Leben Christi berührt, sind ihm nicht wichtig in der Richtung, daß sie zeigen, wie die „Vernunft“ im Glauben schweigen müsse, sondern in der Richtung, daß sie „offenbar“ d. h. klar machen, wer und was der Christus Jesus sei.

Noch Zweierlei ist mit Bezug auf das christologische Bekenntnis des altrömischen Symbols vorzubringen. Zunächst die Vorstellung von dem Wesen der Gottessohnschaft, die sich darin ausdrückt. Es scheint mir kein Zweifel, daß Artikel 3: „der geboren wurde aus heiligem Geiste und Maria der Jungfrau“ speziell ruht auf der Lukaserzählung. Wenn hier der Engel der Maria verkündet (1, 35): „Heiliger Geist wird auf dich herabkommen, und Kraft des Höchsten wird dich beschatten; deshalb wird das, was (von dir) geboren wird, ein Heiliges heißen, ein Sohn Gottes“ — so ist das der „Text,“ an den das Symbol sich anschließt. Von dort hat es den Gedanken übernommen, daß die Wesensbezeichnung Christi, die in dem Prädikat „Sohn Gottes“ liege, sich aus der Art seiner Geburt herleite. Daß Jesus als Sohn eines menschlichen Weibes ein Menschensohn, ein „Mensch“ sei, ist im Sinne des Symbols so selbstverständlich, wie daß er um der Art seiner Erzeugung willen ein Gottessohn, ein „Gott“ ist. Es ist der einheitliche Gedanke eines „Gottmenschen,“ einer Person, die ebenso Mensch von Art, wie Gott von Art ist, welcher dem Symbol zu Grunde liegt. Aber wenn die Gottessohnschaft Christi zweifellos als eine naturhafte betrachtet wird, so andrerseits doch als eine bloß geschichtlich begründete. Es hat Gott gefallen, unter den Menschen einen Menschen zu erwecken, der sein Leben direkt von ihm und seine Art ganz so von ihm habe, wie ein Kind die Art seines Vaters hat. Von einer Präexistenz Christi weiß das Symbol nichts (auch die Lukaserzählung nicht!). Die theologische Reflexion über das Wesen der „Gottessohnschaft“ ist noch völlig unentwickelt; das Problem der Person Christi wird noch in ganz primitiver Weise vergegenwärtigt — das Wort „Sohn“ im landläufigsten Sinne führte auf die Spur: die Erzählung des Lukasevangeliums gab die einleuchtende Erklärung.

Man kann auf den Gedanken kommen, daß das Lukasevangelium, näher die Geburtsgeschichte dort, den christologischen Abschnitt des Symbols überhaupt beherrsche. Der Engel sagt hier von dem Sohne, den Maria gebären werde (1, 32): „Der wird groß sein und ein Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm geben den Thron seines Vaters David, und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und seines Königreichs wird kein Ende sein.“ Das könnte unmittelbar veranlaßt haben, daß das Symbol von dem Gedanken der Gottessohnschaft Christi übergeht auf den Gedanken der „Herrschaft“ Christi, und zwar seiner Herrschaft im Himmel und vom Himmel aus. Daß Lukas für das geschichtliche Gerüst des Christusbekenntnisses in Betracht komme, lehrt doch wohl auch die besondre Erwähnung der „Himmelfahrt“ (Apostelgeschichte). Natürlich darf man sich das nicht so mechanisch vorstellen, als ob der Verfasser des Symbols die Lukasberichte neben sich liegen gehabt. Deren Einfluß ist vielmehr so zu verstehen, daß durch sie im allgemeinen die Ideen und die Intuition des Verfassers bestimmt waren. Eben das aber bringt uns noch auf ein weiteres Moment, das letzte, das hier mit Bezug auf die Christologie des Symbols zur Sprache kommen mag.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die Paulinische Predigt von Christus eigentlich den Rahmen bestimmt, in dem das Symbol sich in seinem zweiten Teile hält. Man hat schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß das Symbol ja nur des Anfangs und des Ausgangs des Erdenlebens Christi gedenkt. Es ist kein Wort darin, das auf Jesu Thätigkeit auf Erden sich bezöge. Nicht der Lehrwirksamkeit Jesu, nicht seiner Wunder ist gedacht. Von seiner Taufe, seiner Selbstdarstellung vor dem Volke ist keine Rede. Er wird scheinbar nur geboren, um zu sterben und durch den Tod hindurch zu seiner wahren Selbstoffenbarung als dessen, der da bestimmt war, zum „Sohne Gottes mit Macht nach dem Geiste der Heiligkeit durch die Auferstehung von den Toten“ zu gelangen. Ich habe soeben auf die bekannte Stelle Röm. 1, 4 angespielt und damit angedeutet, wie ich mir die Art des Symbols erkläre. Es stellt in seiner Christusanschauung uns das Bild vor Augen, das in Paulinischen Kreisen sich erhalten hatte. Wenn das Evangelium und die Apostelgeschichte des Paulusschülers Lukas dabei noch besonders mitwirksam sind, so fügt sich das gut zu jener Idee. Es kann nicht die Rede davon sein, daß das Symbol die Theologie des Paulus wiedergebe. Diese war zu hoch und zu tief gewesen, sie war über die Köpfe hingegangen; die Kirche ist nur sehr langsam in sie hineingewachsen. Aber man hatte die Umrisse des Paulinischen Evangeliums erfaßt. Die gewaltigen Gedanken des Paulus über das „Kreuz“ hatte man nicht begriffen; aber das Symbol redet doch nicht bloß davon, daß Christus „gestorben“ sei, es redet davon, daß er „gekreuzigt“ worden, und es vergißt nicht das „begraben“ (1. Kor. 15, 4).

Es ist im Symbol nur eine Art von Paradoxie, wenn man es nicht einfach als historische Treue beurteilen will, daß von dem Gottessohne, dem durch seine Geburt („nach dem Geiste der Heiligkeit") offenbar zur Herrlichkeit berufenen, hervorgehoben wird, daß er nicht bloß gestorben sei, sondern daß er unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden. Auch in dieser Form ist es der Nachhall der besonderen Paulinischen Art, das Evangelium zu verkündigen, den wir hier treffen. Paulus war nur auf das „Wesentliche" an Christus gerichtet gewesen, er „kannte" nur den Christus „gemäß dem Geiste," nicht den „gemäß dem Fleische." Indem im Symbol alles in dem Bekenntnis über Christus zu einem einheitlichen großen, die ganze Seele füllenden Eindrucke sich zusammenschließt, zu dem Eindrucke von dem „Menschen," in dem Gott als in seinem Sohne erschienen sei, um sein Regiment unter den Menschen zu gründen und die Geschichte der Menschen ihrem Ziele entgegenzuführen, so bekennt auch es sich in seiner Weise eben zu dem Christus „gemäß dem Geiste."

Nun haben wir noch des dritten Abschnitts des Symbols zu gedenken. Meines Erachtens kann man es auch hier erproben, daß die Predigt des Paulus, verkürzt und verhüllt, dennoch nicht entstellt, uns in der alten Formel entgegentönt wie in einer Zusammenfassung.

„Und an heiligen Geist, heilige Kirche, Sündenvergebung, Fleischesauferstehung!" Das sind die Hauptstücke des Besitzes und der Hoffnung, deren sich der Gläubige rühmt, zu denen er sich zuversichtlich bekennt, ob sie auch „unglaublich" klingen. Der Begriff des heiligen Geistes ist der der höchsten Gabe. „Geist" ist das, was dem „Fleisch" gegenübersteht. Wenn unter Fleisch zuletzt im Sprachgebrauche des Paulus alles das, was der lebendigen Sinnenwelt, dem fühlenden, trachtenden, denkenden Naturwesen eigen ist, vorgestellt wird, so unter Geist alles das, was übernatürlich ist. Geist ist das, woraus die obere Welt, der Himmel, daß ich so sage, besteht. Gott ist ganz und gar „Geist." So ist der Geist eine Person. Er wird von Gott mitgeteilt. Gott giebt sich selbst zu eigen. Zuerst Christo. Im Symbol ist Christus gedacht als „geboren aus Geist." Der Geist ist dabei vorgestellt als die Kraft Gottes, aber doch nicht bloß als eine instrumentale, sachliche Macht, sondern als die Macht der Persönlichkeit. Die „Persönlichkeit" in Christo ist „geistig," auf Christus ruht der ganze Geist Gottes. Auch er ist „Geist." Und durch ihn kommt der Geist zu den Menschen. „Im Geiste" beginnen Gott und Christus selbst im Menschen zu „leben." So wird der Mensch, indem er den Geist empfängt — sich selbst kann er ihn nicht schaffen, er muß „über ihn kommen," er muß ihm geschenkt werden —, neugeboren, „wiedergeboren." Kräfte wachsen ihm durch den Geist als „Gnadengaben" zu, wie er sie zuvor nicht gekannt hat. Man braucht nicht zu zweifeln, daß alle diese Gedanken im Gemüte dessen lebten, der im Symbole erstmals aussprach, daß er glaube an „heiligen Geist," daß es für ihn kein Wahn, sondern Wahrheit sei, daß es heiligen Geist gebe.

Und die „heilige Kirche"? Auch über diesen Begriff ließe sich viel sagen. „Heilig," ist der „Geist," weil er im Prinzip aus Gott stammt, vom Himmel kommt, in den Himmel erhebt. So ist auch die „Kirche," die Gemeinde der Gläubigen, „heilig," weil sie göttliche, himmlische Art hat, inmitten der Welt eine überweltliche Größe ist. Ohne hier die Gründe, worauf ich mich stütze, genauer darlegen zu können, sage ich nur, daß das Bekenntnis zur heiligen Kirche im Symbol zu verstehen sein wird im Sinne des Pauluswortes Phil. 3, 20: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel, von wo wir auch als Heiland erwarten den Herrn Jesum Christum, der da verwandeln wird den Leib, den wir in unsrer (jetzigen) Niedrigkeit haben, zu einem Nachbilde des Leibes, den er in seiner Herrlichkeit hat, gemäß der Kraft, mit der er kann alles sich unterthänig machen." Die letzten Worte lassen auch das nötige Licht auf die „Fleischesauferstehung" fallen. Es ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden, daß es nicht „biblisch," speziell nicht Paulinisch sei, von einer Auferstehung des Fleisches zu reden. In der That, Paulus kennt keine Auferstehung des „Fleisches," sondern nur eine solche des „Leibes." Fleisch und Blut können nach ihm das Reich Gottes nicht ererben. Aber es handelt sich bei Paulus um feine Unterscheidungen, wie die Gemeinden sie nicht verstanden. Paulus stellt sich vor — er teilt diese Vorstellung mit der ganzen antiken Welt —, daß der Mensch im Tode in die Unterwelt hinabsteige. Sein Fleisch verwest im Grabe, aber er behält die Form seiner irdischen Erscheinung, d. h. seinen „Leib." Als Christ glaubt Paulus, daß der Mensch, wie Christus, „auferstehe," d. h. von Gott wieder heraufgeführt werde zu seiner Zeit aus der Unterwelt. Und dann wird Gott seinen Leib mit neuer Substanz, nämlich mit himmlischem „Glanze" erfüllen. Sein „Fleisch" erhält der Mensch nicht zurück, aber er bleibt doch auch nicht der „Schatten," als welcher er in der Unterwelt unter den Toten geweilt hat. Auch mit Bezug auf Christus hat Paulus zweifellos nicht gedacht, daß dessen „Fleisch" aus dem Grabe hervorgegangen sei, sondern vielmehr nur, daß er im Leibe und mit himmlischer Herrlichkeit angethan „am dritten Tage" sein Grab, die Unterwelt, verließ, um die Stelle einzunehmen, die Gott ihm „bestimmt" hatte, die Stelle „zur Rechten Gottes" im Himmel. Die Gemeinden haben aus der Verkündigung des Paulus die Hauptsache richtig herausgehört, daß nämlich der Mensch nicht im Tode, in der Unterwelt bleibe, und daß er auch nicht als bloßer Schatten, als eine nackte „Seele" an den Ort seiner Bestimmung, in die Stadt, wo er das „Bürgerrecht" habe, eingehen werde, daß er vielmehr eine wunderbare Verklärung seiner ganzen Persönlichkeit erleben werde. Man dachte sich den Vorgang im einzelnen wohl anders als Paulus, man sah das „Fleisch" an wie etwas, was „verewigt" werden könnte, was am Gottesreiche mit Teil erhalten könne; aber das ist nur eine letztlich sehr unwichtige Nüancirung der Idee des Paulus.

Und nun zuletzt die „Sündenvergebung." Sie steht vor der „Fleischesauferstehung" im Symbol. Denn sie wird dem Menschen schon auf Erden, bei der Taufe, zu teil. Man hat im Symbol den Gedanken der „Rechtfertigung" vermißt. Wirklich zu vermissen ist nur das Wort, die Sache ist nicht vergessen, wenn der zuversichtliche Glaube an eine „Vergebung der Sünden" ausgesprochen ist. Es fällt hier noch einmal ein Licht auf den Gedanken von Christus. Er ist der „Richter." Aber er ist ein Richter, der Erbarmen kennt. Wer als ein Christ zu ihm steht, in ihm seinen „Herrn" anerkennt und ehrt, der besitzt „Gnade" vor ihm. Daß das Symbol des „Gottesreiches" nicht gedenkt, dürfte auch daher stammen, daß Paulus diesen Ausdruck fast ganz zurückgestellt hat. F K

---

## Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend

### 4. Die Fürsorge und ihre Mittel im einzelnen
(Erste Hälfte)

Mit alledem ist uns aber schon die Richtschnur gegeben für die Beantwortung der Frage, was unsre Aufgabe an der konfirmirten Jugend sei, und welche Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe anzuwenden sind.

Wir werden uns von vornherein sagen müssen, daß den Notständen gegenüber, unter denen unsre Jugend jetzt leidet, nicht die oder jene einzelnen Mittel oder Mittelchen zureichend sind, daß es vor allem kein Mittel giebt, das unfehlbar, das mit raschem und sichtbarem Erfolg wirkte. Wir stehen da vor einer großen Bewegung unsers geistigen und sozialen Lebens. Diese Bewegung muß sich ausleben, sie muß ihre Konsequenzen bis zu einem gewissen Grade ziehen. Es ist ein Gährungsprozeß, und wir stehen gerade in dem Zeitpunkte, wo der Most Schaum wirft und den Schmutz an die Oberfläche treibt. Da werden wir denn freilich darauf gefaßt sein müssen, daß wir noch manches Traurige erleben werden. Die Gottlosigkeit muß in ihrer wahren Gestalt und in ihren Früchten offenbar werden, daß man sie auch in ihrem innersten Wesen erkenne, daß die aufrichtigen Geister davor erschrecken und zur Besinnung kommen. Ist es aber eine Geistesbewegung, der wir gegenüber stehen, dann kann ihr gründlich auch nur durch eine entgegengesetzte Geistesbewegung begegnet werden. Nur einer solchen kann es gelingen, den gottlosen Geist zu überwinden, dagegen, was gut

und aus Gott darin ist, anzuziehen, zu läutern, unter die Zucht des Geistes Gottes zu stellen. Eine solche Geistesbewegung herbeizuführen vermag aber Gott allein, und wenn er uns als Werkzeuge dazu brauchen will, hat er uns nur ein Mittel gegeben, das Mittel, aus welchem allein von je Glaube und christlicher Sinn geweckt worden ist: sein Wort, die Predigt des Evangeliums, das Zeugnis von seiner Gnade in Christo Jesu mit Erweisung des Geistes und der Kraft. Daß wir das mit neuer Treue treiben, daß wir das Evangelium mit neuen Zungen verkündigen mögen, daß wir lernen, es recht anzuwenden für die Bedürfnisse unsrer Zeit, daß wir für die in ihr auftauchenden Fragen die rechte Antwort aus Gottes Wort finden mögen, darauf muß all unser Eifer, all unser Bitten und Flehen gerichtet sein. Das ist freilich kein Mittel, durch das man große Erfolge vor Menschenaugen erzielt, mit dem man die Massen zusammen bringt und organisirt. Wir können uns damit nicht in imponirender Weise der Staatsgewalt anbieten als Staats- und Gesellschaftsretter, wie es die römische Kirche mit ihren disziplinirten Massen und mit den mobilen Kolonnen ihrer Orden und Bruderschaften vermag. Das ist vielmehr ein stilles und unscheinbares Werk, Saatarbeit; und es zu treiben mit Mut und Hoffnung, dazu gehört, was die Welt nicht versteht, viel Glaube und viel Geduld, ja Geduld und immer wieder Geduld und ausharrende Treue.

Allein bei der Anwendung dieses Mittels haben wir auch die Sicherheit, daß wir damit ganz in Gottes Wegen gehen, daß wir dabei nie und nirgends mit plumper Menschenhand störend und hemmend eingreifen in seine Heilsgedanken, in die Entwicklung, wie er sie lenken und leiten will. So allein werden wir der Pflicht gerecht, allen etwas zu sein, allen zu dienen, alle herbeizuführen. Wenn wir das Evangelium verkündigen, wie und wo und in welcher Gestalt sich Gelegenheit bietet, im Gottesdienst, im Religionsunterricht, in der Bibelstunde, in der Katechismuslehre, in der Seelsorge, dann können wir es getrost unserm Herrn überlassen, daß er dem Samenkorn Gedeihen gebe zum Wachstum.

Wenn daher nach den Mitteln der Fürsorge für unsre konfirmirte Jugend gefragt wird, so kommen in erster Linie immer wieder die altbewährten Mittel der Predigt, des Unterrichts, der Seelsorge in Betracht.

Mögen die Bedingungen für ihre Wirksamkeit in der Gegenwart vor Menschenaugen sehr ungünstig, die Hoffnung darauf sehr gering sein, wir sind dadurch nicht davon entbunden, sie zu gebrauchen. Es muß uns das nur umsomehr dazu treiben, daß wir größern Ernst, größere Gewissenhaftigkeit, nachhaltigere Treue in ihrer Anwendung beweisen.

In vielen Landeskirchen besteht noch für die konfirmirte Jugend die Jahrhunderte hindurch geübte und bewährte Einrichtung der „Katechismuslehre.“ Freilich führt sie in manchen Gemeinden nur noch ein schattenhaftes Dasein, und auch wo die Knaben und Mädchen sich zahlreich einfinden, kommen sie vielleicht mehr gezwungen und passiv, als willig oder glaubensfreudig.

Daran ist ja vor allem der innere Zustand unsrer konfirmirten Jugend schuld, und nicht minder die Verführung der weltlichen Gesellschaften, wie sie fast allerorten bestehen und die Jugend in ihren Bann locken. Aber das trägt doch auch mit zu dem Verfall bei, daß an vielen Orten die Gemeinde sich nicht oder doch nur in sehr geringem Maße daran beteiligt, und daß vor allem auch die Kirchenvorsteher dabei nicht die ihnen zukommende Stellung einnehmen.

Ich halte es in der That für eine Grundbedingung des Gedeihens der Katechismuslehre, daß sie wieder eine wichtige Gemeindeangelegenheit und von der Gemeinde so angesehen und behandelt werde.*) Wir müssen alles thun, um die Bedeutung der Katechismuslehre in den Augen der Gemeinde zu heben; wir dürfen nicht ablassen, unsre Kirchenvorsteher durch Bitten und Ermahnungen dazu willig zu machen, daß sie sich daran beteiligen.

*) Ich habe es selbst erfahren, wie die in unsrer Gemeinde nur ein kümmerliches Dasein fristende Katechismuslehre an Bedeutung gewann, als ich sie zwei Jahre hindurch als Gemeindegottesdienst mit Ansprache und kurzer Liturgie hielt, und von vielen Gemeindegliedern ist mir dankbar bezeugt worden, wie viel Freude sie an diesen Gottesdiensten hatten. Leider mußte ich die Einrichtung aus Umständen, deren ich nicht Herr war, vorerst wieder aufgeben.

Die Hauptsache wird freilich sein, daß die Katechismuslehre für die Gemeinde recht anziehend gestaltet werde. Es muß ein durchaus feierlicher Gottesdienst sein, belebt mit frischem Gesang, wenn möglich auch liturgischem Wechselgesang. Neben der Katechisation dürfte auch das freie Wort nicht fehlen, sei es am Anfang, sei es zum Schluß. Wir dürfen uns dabei auch durchaus nicht auf die Repetition des Katechismus beschränken. Das schmeckt der Jugend wieder zu sehr nach der Schule. Die Aufgabe müßte meines Erachtens sein, der Jugend und den Alten alles das zu bieten, was sie befähigt, an dem kirchlichen Leben innerlich und äußerlich recht lebendigen Anteil zu nehmen. Dazu gehört die Auslegung des Gotteswortes, dazu gehören wichtige Lebens-, auch kirchliche Zeitfragen, die im Anschluß an Gottes Wort und den Katechismus zu behandeln wären, dahin gehören Geschichte der Kirche, die kirchlichen Bräuche, die Liebeswerke. Das ist ein reiches Feld, aus dem jeder nach seiner Neigung und Begabung greifen kann.

Im besondern möchte ich noch einen Vorschlag erwähnen, den Hesselbacher in dem schon angeführten Vortrage gemacht hat. Er befürwortet da die Veranstaltung einer festlichen Entlassungsfeier für die aus der Katechismuslehre Ausscheidenden. Hesselbacher sagt darüber:

> Ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese feierliche Art der Entlassung die Bedeutung des Katechumenats der Gemeinde sowohl als den Katechumenen in ein helleres Licht stellt und die Willigkeit, sich in diese kirchliche Ordnung zu schicken, zu heben geeignet ist.

Es wäre wohl der Mühe wert, auch anderwärts damit einen Versuch zu machen.

Die Katechismuslehre findet ihre notwendige Ergänzung in der seelsorgerlichen Pflege der konfirmirten Jugend im weitern Sinne.

Ich denke dabei vor allem andern an die ganz einfache und schlichte Pflege der persönlichen Beziehungen zu unsern Konfirmirten. In unsern Städten ist das eine sehr schwierige, immer nur sehr unvollkommen zu lösende Aufgabe. In den kleinern Verhältnissen des Landes macht sich das eigentlich ganz von selbst, und diese persönlichen Beziehungen zu unterhalten, sie bei jeder gegebnen Gelegenheit wieder neu zu knüpfen, durch sie ohne viel Wesens einen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu üben, gehört sicherlich bei uns allen zu den wichtigsten Anliegen und zu den liebsten Aufgaben unsers Amts, wenn es auch gerade da nicht an trüben und schmerzlichen Erfahrungen fehlt.

Gerade in dieser Beziehung aber ertönt die Klage nun auch mehr und mehr vom Lande her, daß die Konfirmirten sich dieser persönlichen Berührungen entziehen, daß sie dem Pfarrer ausweichen, daß sie vielfach für den Pfarrer unerreichbar werden.

Da möchte ich denn allerlei Gedanken zur Erwägung vorlegen.

Zunächst das: Wenn es von jeder Fürsorge für unsre Konfirmirten mit Recht gilt, was Zauleck in seinem zu Breslau gehaltenen Vortrage über die „Fürsorge der christlichen Gemeinde für ihre Konfirmirten“*) sagt, daß „die Wurzel der Fürsorge für die Konfirmirten in der ernsten Fürsorge für die Konfirmanden liege,“ so ist dies in besonderm Maße festzuhalten für diese Pflege der persönlichen Beziehungen. Wenn wir solche mit dem heranwachsenden Geschlecht dauernd unterhalten wollen, dann müssen sie schon während der ganzen Konfirmationszeit fest geknüpft sein, und zwar, wie der selige Generalsuperintendent Jaspis in seinem Büchlein: „Winke über die Versammlungen der konfirmirten Jugend“**) ausführt, nicht durch „tändelndes Wohlmeinen, durch falsche Vertraulichkeit, auch nicht bloß durch den vertraulichen Verkehr mit den einzelnen, sondern durch den ganzen Ton des Unterrichts, den herzerwecklichen seelsorgerlichen

*) Liegnitz, 1886.
**) Berlin, 1887.

Geist, womit der Konfirmandenunterricht getrieben werden kann und muß." Das sind ja nun unter uns selbstverständliche Dinge, über die ich kein Wort zu verlieren brauche. Nur auf eine Einrichtung möchte ich aufmerksam machen, die sich hierfür sehr förderlich erweisen kann. Ich meine die persönliche Beichtanmeldung der Konfirmanden, „an die," wie Jaspis sagt, „jeder Geistliche seine Eingesegneten durchaus gewöhnen sollte." Ich kann ihm aus eigner Erfahrung nur beipflichten, daß diese persönliche Beichtanmeldung, wobei man eine so günstige Gelegenheit hat, ein ernstes mahnendes oder ermunterndes Wort zu sagen, einen großen Segen hat. Es kostet ja bei der großen Zahl von Konfirmanden, die man in der Stadt hat, nicht geringe Zeit. Aber seitdem ich diese persönliche Anmeldung eingeführt habe, möchte ich sie nicht mehr missen.

Vor allem aber muß für jede Mitarbeit des Kirchenvorstandes an der konfirmirten Jugend die Anknüpfung schon vor der Konfirmation gesucht werden. Das macht mit besonderm Nachdruck die treffliche Denkschrift des Provinzialausschusses für Innere Mission in der Provinz Sachsen geltend.

Die Jugend — so heißt es dort — hat ein sehr feines Gefühl dafür, ob die ihr durch Aufsicht und Leitung zugewendete Fürsorge von der Liebe zu ihr eingegeben ist oder nur zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sitte in äußerlicher und deshalb kühler Weise geschieht. Am meisten Vertrauen hat sie zu denjenigen, die sie von Kindheit auf als ihre Freunde kennt. Es würde die konfirmirten jungen Leute befremden, wenn sie nach ihrer Konfirmation plötzlich die Kirchenältesten als Wächter ihres Thuns und Treibens sich gegenüber sähen, deren Einfluß und fürsorgliche Liebe sie vorher nie gespürt hätten.

Die Denkschrift fordert daher, daß die Kirchenältesten an der Fürsorge für die heranwachsende Jugend auch schon vor der Konfirmation teilnehmen. Die Kinder müßten sie als Freunde der Jugend kennen lernen durch rege Beteiligung an allem, was die Jugend angeht, bei Schulfeiern, Schulprüfungen und Kinderfesten, als eifrige Förderer aller Veranstaltungen für die Jugend. Dann sollten sie während der Konfirmationszeit getreue Gehilfen des Pastors sein, indem sie durch ihren Einfluß, namentlich bei den Eltern, der oberflächlichen Auffassung der Konfirmation entgegenwirken und dazu helfen, daß das rechte Verständnis für die Bedeutung der Konfirmation und ihren Segen zur Geltung komme.

Daß der Geistliche diese Auffassung vertritt — so wird mit Recht bemerkt — ist den Leuten selbstverständlich, wirkt aber bei vielen nicht. Ganz anders, wenn die Gemeinde dieselbe mit Ernst, Wärme und Wahrhaftigkeit von Männern des praktischen Lebens vertreten sieht. Es brauchen nicht immer offizielle Kundgebungen des Gemeindekirchenrats zu sein; solche begegnen vielfach dem Mißtrauen der Leute; man vermutet meistens doch nur den Pastor oder die Aufsichtsbehörde dahinter. Viel wichtiger ist es, wenn das einzelne Mitglied der Gemeindekörperschaft seine kirchlichen Aufgaben persönlich aufs Herz nimmt und vertritt.

Mit nicht minderm Recht verlangt die Denkschrift aber weiter auch:

Die Kinder selbst müssen während ihrer Konfirmandenzeit etwas von den Kirchenältesten merken, wenn sie später ihnen einen Einfluß auf ihr Leben und ihren Wandel gestatten sollen.

In dieser Richtung macht sie den Vorschlag, daß man die Aufnahme in den Konfirmandenunterricht zu einem feierlichen Akt gestalte, bei dem der Gemeindekirchenrat in corpore zugegen sei, und fordert vor allem seine Mitwirkung bei den Konfirmandenprüfungen. „Ohne Beteiligung des Gemeindekirchenrats sind sie eigentlich undenkbar," dies Wort kann ich nur voll und ganz unterschreiben und kann nur zustimmen, wenn selbst eine Ansprache eines besonders würdigen und dazu fähigen Kirchenältesten nicht für ausgeschlossen erachtet wird.

Zu solchen Kirchvätern und Kirchenältesten — so faßt sie alles Gesagte zusammen — fassen die Kinder Vertrauen, von ihnen werden sie im einzelnen Falle auch freundliche Zurechtweisung .... mit Respekt hinnehmen; sie wachsen auf in dem Bewußtsein: es ist nicht bloß — außer der elterlichen Autorität — die Schule, der Pastor, es sind auch noch andre Berufene da, die in Liebe und Ernst auf euch acht geben. Hier liegt die erste Aufgabe der Kirchenältesten: wenn sie in Zukunft auf die Jugend ihrer Gemeinden von Einfluß sein wollen, sich das Vertrauen der Kinder zu gewinnen; es sind vorbereitende, grundlegende und sehr wichtige Aufgaben.

Ich habe diesen beherzigenswerten Ausführungen nichts hinzuzufügen; sie sind mir aus der Seele geredet. Möchten sie nur überall in Praxis umgesetzt werden!

Die Fürsorge für die Konfirmirten hat dann schon an dem Nachmittag des Konfirmationstages einzusetzen. Was für traurige Erfahrungen werden gerade darüber gemacht und berichtet, wie übertriebne Gastereien und Geselligkeit in Verbindung mit luxuriösen Geschenken bei den vermögenden Städtern, wie andrerseits bei den unbemittelten Ständen und auf dem Lande das Herumziehen der Neukonfirmirten in den Häusern und Wirtshäusern oft schon einen guten Teil des Konfirmationssegens rettungslos hinwegnehmen. Teilt doch ein Pfarrer mit, daß einmal seine sämtlichen männlichen Konfirmirten am Konfirmationsnachmittage wegen Schlägerei in das Gefängnis gesteckt wurden.

Wie da abzuhelfen sei, dafür wird schwerlich ein für alle Verhältnisse passender Vorschlag gemacht werden können. Wenn irgend möglich, sollte die Gemeinde nochmals am Abend im Gotteshaus gesammelt werden. Wenn man damit die Austeilung der Konfirmationsscheine verbindet und auch das noch zu einem feierlichen Akt gestaltet, so kann man auf das Erscheinen der Konfirmirten selbst, wie ich aus Erfahrung bezeugen kann, ziemlich sicher rechnen, und auch von den Eltern finden sich nicht wenige ein, und diese Aussicht auf den Abendgottesdienst übt auf die Haltung am Nachmittag so gewiß ihren Einfluß, wie von ihm eine heilsame Zucht für den Abend ausgeht.

Jene Denkschrift teilt mit, daß es sich an verschiedenen Orten (z. B. in Sudenburg, Buckau, Neustadt-Magdeburg) bewährt habe, von Gemeinde wegen am Konfirmationsnachmittag ein Konfirmationsfest, womöglich im Walde, zu veranstalten. Lieder, Spiele, Ansprachen wechseln dabei ab; für einfache Bewirtung ist gesorgt; gerne geben auch Kirchenälteste und Lehrer ein Wort dazu. Das Ganze wird ebenfalls mit einer Abendandacht im Gotteshause geschlossen, wohin die Versammelten unter dem Geläute der Glocken im Zuge ziehen. Die Denkschrift bemerkt dazu:

Nach einem so verlebten Nachmittag und Abend sind Ausschreitungen für den Rest des Abends nicht mehr zu befürchten. Die Erfahrung aber lehrt, wie große Teilnahme mit Gaben zu der nötigen Bewirtung, mit persönlichen Dienstleistungen die ganze Gemeinde solchen Konfirmandenfesten entgegenbringt.

Vielleicht leuchtet einem oder dem andern dies Beispiel ein, und er versucht es auch einmal damit.

Ich kann die Konfirmationszeit und die dort beginnenden Vorbereitungen einer spätern Fürsorge für die Konfirmirten nicht verlassen, ohne noch kurz dessen zu gedenken, was durch Mitteilung von Schriften geschehen kann. Es giebt eine ganze Fülle von Schriften, die zur Verteilung an Neukonfirmirte bestimmt sind. Es ist auch viel Gutes darunter. Doch fehlt es oft an der rechten Frische und Nüchternheit. Die einen sind zu weich, andre zu asketisch gehalten und verlangen oder setzen voraus mehr, als mit der Wahrhaftigkeit sich verträgt. Besonders frisch und volkstümlich ist das Thümmelsche „Konfirmandenbuch," nur für allgemeine Verteilung etwas teuer. Für recht gut und praktisch halte ich auch die kleinen Schriftchen aus dem Niedersächsischen Verlag und, von gelegentlichen asketischen Anwandlungen abgesehen, auch das „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir," von L. W. Fricke.

Ganz eigenartig ist der Brief des Pastor Klose: „An die lieben Eltern meiner Konfirmanden" (Braunschweig, bei Grüneberg), der zur Verteilung beim Beginn des Konfirmandenunterrichts bestimmt ist. Das ist ein ganz treffliches Büchelchen, und ich würde von einem solchen Wort an die Eltern mehr erwarten, als von den Schriften, die wir an die Konfirmanden selbst geben, und die höchst wahrscheinlich nur in seltenen Fällen recht gewürdigt werden.

Was dann weiter an persönlicher Fürsorge zu thun ist, brauche ich nur anzudeuten, da es von allen, die ihre Pflicht verstehen, geübt wird. Nicht wenige der jungen Leute bedürfen Rat und Beihilfe bei der Wahl ihres Lebensberufs, bei der Wahl auch der Lehr- und Dienstherrschaften. Wie beschränkt ist da doch oft der Gesichtskreis der Leute, wie kurzsichtig pflegen oft die Eltern zu sein in Betreff dessen, was

ihren Kindern frommt. Der Beruf für die Kinder wird oft nur nach dem Gesichtspunkt gewählt, daß dabei möglichst viel und möglichst rasch verdient werde. Ob es den Kindern zum Guten ausschlage, darnach wird nicht gefragt. Da kommen sie dann oft in Verhältnisse, in Dienste, in Familien, in denen, was noch an gutem Samen in den jungen Herzen vorhanden war, verschüttet und erstickt wird. Was für traurige Erfahrungen darin muß ich fort und fort in der Gefängnisseelsorge machen! Wie oft muß ich feststellen, daß die jugendlichen Gesetzesübertreter seit ihrer Konfirmation nicht mehr zum Gottesdienst und zum Abendmahl gekommen sind, weil man ihnen von seiten ihrer Lehr- und Dienstherrschaften keine Zeit dazu ließ. Allmählich schwand dann das vorher vielleicht noch vorhandne Bedürfnis, die gute Gewohnheit welkte dahin, dann hörte auch das Morgen- und Abendgebet auf, und die Welt zog ein mit ihren Reizen und Gelüsten in das junge unbehütete Menschenherz. Das ist die traurige Geschichte so mancher verlornen jungen Menschenseele. Hat da Hesselbacher nicht Recht, wenn er schreibt: „Wir müssen die Anwälte des kommenden Geschlechts sein gegenüber denen, die an ihm sündigen, während sie Gott bestellt hat, um es durch ihre Hand zu regieren und zu segnen." Aber das ist eine Angelegenheit, die uns alle angeht, nicht bloß die Pfarrer. Gegen solche Schädigungen und Gefährdungen müßten sich alle lebendigen Gemeindeglieder als eine Schutzwehr zusammenschließen. Vor allem für die Kirchenvorstände liegt hier eine wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe vor, und es könnte nichts schaden, wenn unsre Synoden von Zeit zu Zeit durch Ansprachen an die Gemeinden und ihre Vorstände diese an ihre Pflicht erinnerten.

Auch nur zu erinnern hätte ich daran, wie nötig es ist, die aus der Gemeinde verziehenden Burschen und Mädchen dem Kirchenvorstande des Ortes, an dem sie ihren Wohnsitz nehmen, zu überweisen und zu empfehlen und sich nicht minder der aus andern Gemeinden eingezognen anzunehmen. Das ist ja längst als unabwendbare Pflicht anerkannt; es fehlt aber noch viel, daß sie allgemein geübt würde. Der sehr rührige sächsische Provinzialausschuß für Innere Mission hat dafür Empfehlungskarten in Postkartenformat drucken lassen, denen eine recht weite Verbreitung und eifriger Gebrauch zu wünschen wäre. Auch die von derselben Stelle beschafften Futterale zu Dienstbüchern für Dienstmädchen mit dem Verzeichnis der Mägdeherbergen sind recht empfehlenswert.

G Schl

---

## Hermann Sudermann

### 2. „Der Katzensteg" und kleinere Erzählungen

Das Thema, das Sudermann in dem Roman „Frau Sorge" angeschlagen hat: der Kampf der sittlichen Pflichten mit widrigen Schicksalsfügungen, mit Sorge und Not und all dem dumpfen Druck, durch den diese der Menschenseele den freien Atem einschnüren, dieses gleiche Thema ist fortan in den verschiedensten Variationen der Vorwurf aller seiner Dichtungen. Seine Heimat ist, wie schon gesagt, Ostpreußen, und im heimischen Erdreich ruhen die Wurzeln seiner Kraft; dort hat er zumeist die Menschen seiner Geschichten sich aufgelesen, und nie hält er uns mit stärkerer Kraft im Banne seiner Phantasie fest, als wenn er uns Bilder seiner Heimat vor die Seele zaubert. Und auch in diesem ethischen Grundmotiv seiner Dichtungen dürfen wir wohl ein Erbe des Heimatbodens erblicken. In engen, gedrückten Verhältnissen ist er dort aufgewachsen und hat den harten Kampf des Lebens und das unerbittliche Soll der Pflicht frühzeitig kennen gelernt. Dann hat er in Königsberg, der Stadt Immanuel Kants, studirt, und wir denken unwillkürlich daran, wenn wir sehen, wie immer und überall der kategorische Imperativ den Angelpunkt seiner Schöpfungen bildet und für die Lösung aller sittlichen Konflikte die letzte Instanz ist.

Mit einer kraftvollen Energie ohne gleichen, aber auch mit einer Verwegenheit, die haarscharf bis an die äußerste Grenze des sittlich und ästhetisch Zulässigen streift, hat der Dichter den furchtbaren Widerstreit sittlicher Pflichten in seinem zweiten Roman „Der Katzensteg" gestaltet, einem Werke voll außerordentlicher Schönheiten im Einzelnen, aber schwül und dumpf in der Grundstimmung; einem Werke, reich an feinster psychologischer Beobachtung und prachtvollen Natur- und Menschenbildern, aber durch die vor nichts zurückschreckende Kühnheit im Enthüllen der tiefsten Abgründe des Gemüts peinvoll und verwirrend. Man steht dem Werke mit einer zwiespältigen, aus Bewunderung und Grauen gemischten Empfindung gegenüber; es packt und erschüttert, aber es beklemmt uns zugleich das Herz, sodaß wir seiner nicht recht froh werden können. Der Vorwurf der Unsittlichkeit braucht uns glücklicherweise nicht zu kümmern, denn ihn kann nur der erheben, der das Werk entweder nicht gelesen oder nicht verstanden hat. Das Unbefriedigende liegt nicht in der Tendenz, die im Gegenteil gerade so sittlich und erhebend ist, wie in der Frau Sorge; es liegt allein in dem qualvollen Hin und Her, dem stürmischen Auf und Ab zwischen Pflicht und Leidenschaft, dem grauenvollen Kampfe in der Seele eines Mannes, der hart am Rande eines Abgrunds dahin wandelt, in den er jeden Augenblick hinabzustürzen droht. Es ist der denkbar furchtbarste Kampf mit einer vom schwülen Hauch der Sinnlichkeit umwehten Blutschuld, und wenn auch die Darstellung selbst von einem herben keuschen Ernste erfüllt ist und gerade hier des Dichters epische Kunst ihre vollste Kraft und reife Sicherheit entfaltet, so bleibt doch in der Seele des Lesers ein Mißklang zurück, den alle Freude an der Erzählungskunst und die vollste Anerkennung des sittlichen Grundmotivs des Romans nicht verscheuchen kann.

Spielte Frau Sorge in der Gegenwart, so hat Sudermann die Handlung des „Katzenstegs" in die Vergangenheit zurückgelegt. Wir schreiben das Jahr 1814; der Pariser Friede ist geschlossen und die Truppen sind aus Frankreich heimgekehrt. Mit wenigen kräftigen Strichen hat der Dichter den historischen Hintergrund gezeichnet und es verstanden, uns nicht nur in die Ereignisse, sondern auch in die Stimmungen jener Tage hineinzuversetzen: hier Sieges- und Friedensfreude und der große Akkord aus Orgelrauschen und Glockenklang, dort das Fortglimmen der durch den Krieg aufgestachelten Leidenschaften, die sich nur zu oft in Gewaltthat und Verbrechen Luft machen. Unter den in die ostpreußische Heimat Zurückgekehrten ist auch der Lieutenant Baumgart, der erst bei den freiwilligen Jägern, dann bei der Landwehr draußen im Felde treu seine Pflicht gethan hat, bis er schwer verwundet den Franzosen in die Hände gefallen war. Nun ist er aus Kriegstrubel und Gefangenschaft wieder daheim, aber von allen seinen Kameraden kann er allein der Siege und des Friedens nicht froh werden. Ein grausames Verhängnis hatte ihn beim Ausbruch des Krieges unter falschem Namen ins Heer geführt, denn eine schwere Schuld wollte er sühnen, indem er dem Vaterlande sein Leben opferte. Doch die Kugel, die ihn traf, und der Säbelhieb, der ihm die Stirn zeichnete, sie waren nicht tötlich, und so bleibt ihm der schwerste Teil seines Sühnewerks noch zu erfüllen übrig. Das im Felde gehütete Geheimnis seines Namens muß er jetzt preisgeben, und es ist kein Wunder, wenn selbst die treuen Waffengefährten sich plötzlich scheu und fremd von dem Verfehmten abwenden. Ist er doch der Sohn und Erbe jenes berüchtigten Barons von Schranden, der sich und sein Geschlecht mit dem Fluche des Vaterlandsverrats belastete, als er Anno 7 in einer stürmischen Nacht die Franzosen vom Schlosse Schranden aus über den Katzensteg den Preußen in den Rücken führte. In jener Stunde, als der Sohn das erfuhr, waren Lebenslust und Lebensmut von ihm abgefallen „wie im Mai die Blüten vom sturmgerüttelten Baume"; von Stund an schleppte er das Bewußtsein des Schimpfs mit sich, der an ihm klebte, und wenn er auch den Namen ablegte, so konnte er doch nicht die Erinnerung mit abstreifen, wie man ein besudeltes Kleid abstreift. Nun ist er wieder daheim, und der alte Fluch ist wieder lebendig. Auf das Schloß seiner Väter hatten die Schrandener den roten Hahn gesetzt und dem alten Baron, dessen friedloses Leben eben ein Schlagfluß beendet hat, weigern sie ein ehrliches Begräbnis. Dem toten Vater die letzte Ehre zu erweisen ist darum des Sohnes erste Pflicht, und getreulich ihrem vor dem Ausmarsch zum Kriege in der Kirche zu Dannigkow geschwornen Eide

sind die alten Kriegskameraden bereit, ihm hierbei hilfreich zu sein. In der Nacht bei Fackelschein, von schußbereiten Jägern begleitet, wird der Sarg durch die drohende Menge zur Gruft getragen.

Aber der Bann ist damit nicht gelöst, vielmehr wird der Haß gegen den Sohn des Hochverräters nur immer wilder und heißer. Wie vordem sein Vater, so haust nun auch er oben in den Ruinen des Schlosses wie ein Geächteter, schleppt er, von allen Menschen gemieden, seine Tage hin wie ein gehetztes Wild, das schon rings von einer blutgierigen Meute umstellt ist. Zwar der Versuch, ihm auch seine Offiziersehre abzuschneiden und ihn der Desertion zu zeihen, schlägt fehl; vielmehr befördert ihn der König zum Kapitän der Landwehr und verleiht ihm das eiserne Kreuz; doch vermag auch das seine Stellung in der Heimat nicht zu festigen und den Fluch nicht zu lösen. Er aber ist trotz alledem nicht gewillt zu weichen. Er ist entschlossen, wieder aufzubauen, was der Haß ihm zerstört hat. Er mag noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, den Makel zu tilgen, den sein Vater auf sein schuldloses Haupt geladen hat.

Schlimmer jedoch als dieser zähe, trotzige Kampf mit den unversöhnlichen Feinden draußen ist der sittliche Widerstreit in seinem Innern, in den das Verhängnis ihn hineinzerrt. Nur eine Menschenseele steht treu zu ihm: das ist jene Dirne aus dem Dorfe, die dem Vater als Werkzeug für seinen schmählichen Verrat gedient hatte. Sie hatte bei dem Toten ausgehalten bis zuletzt; sie dient dem Erben in der gleichen Hingebung und Demut einer Leibeignen, wie sie vordem dem Vater gedient hatte. Sie, die Geliebte des Vaters, hat um Sündenlohn in jener unseligen Nacht die Feinde über den Katzensteg geführt; sie wird jetzt des Sohnes guter Engel und Dämon zugleich. Neue unerhörte Qualen weckt sie in der Brust des Mannes auf, um den sich die Schlingen des Verhängnisses immer enger und enger zusammenziehen. Seine sittliche Pflicht steht ihm klar vor der Seele, aber der Widerstand wird schwächer und schwächer, und was bisher nur geheimste Gedankensünde war, droht zur That zu werden. Da aber, in der verhängnisvollen Stunde, trifft die ihm selbst bestimmte Kugel eines Meuchelmörders das unglückliche Mädchen, das entseelt vom Katzensteg in den Fluß hinabstürzt. Am nächsten Morgen führt Schranden seine Landwehrkompagnie ins Feld; bei Ligny soll er gefallen sein.

Mit dramatischer Lebendigkeit und Spannkraft spielt sich diese Geschichte vor uns ab, und man kann auch hier von des Dichters epischer Kraft gar nicht Aufhebens genug machen. Sparsamkeit in den Mitteln und Reichtum in den Farben vereinigen sich auf wundersame Weise. Die Kraft der Charakteristik ist gegen die in der „Frau Sorge“ womöglich noch gesteigert, und wollte man davon im einzelnen eine Anschauung geben, man wüßte kaum, wo anfangen und wo aufhören. Die Heimkehr des Helden auf die Stätte, wo einst das Schloß seiner Väter stand, seine erste Begegnung mit Regine, das nächtliche Begräbnis des Vaters, das Verhör vor dem Landrat — das alles sind Prachtstücke lebensvoller Schilderung, die in der gesamten neueren epischen Dichtung kaum ihres gleichen haben. Und mag uns auch das Zweisiedlerleben droben in den Schloßräumen mit allen seinen sittlichen Konflikten und der schwülen Luft, die es umwittert, peinvoll, ja sittlich anstößig und widerwärtig sein: man wird wenigstens dem Dichter das Zeugnis nicht versagen können, daß es künstlerisch mit fast Shakespearischer Kühnheit und zwingender dichterischer Folgerichtigkeit gestaltet ist. Ob wir ihm in dieses Labyrinth zu folgen willens sind, ist im letzten Grunde eine Frage der sittlichen Empfindung, worüber man mit niemandem rechten kann; aber dem Dichter schlechtweg die Behandlung dieses heikeln Problems verwehren zu wollen, wäre denn doch eine verhängnisvolle Engherzigkeit. „Abgründe liegen im Gemüte, die tiefer als die Hölle sind,“ und uns selbst diese Abgründe zu zeigen, war und ist des Dichters unverbrüchliches Recht. Und in unserm Falle hat er es meines Erachtens weder an künstlerischem noch an sittlichem Takte fehlen lassen. Gerade die Figur der Regine zeigt diesen Takt in glänzendster Weise. Trotz allem rücksichtslosen Realismus, mit dem er sie vor uns hinstellt, wird sie mehr und mehr zu einer rührenden und liebenswerten Gestalt; wir sehen auch in dieser Verworfnen den göttlichen Funken noch fortglimmen, und so wandeln sich Widerwille und Verachtung allmählich in herzliches Mitleid. Und das geschieht, wohlgemerkt, nur durch ehrliche, künstlerische Mittel, ohne alle wohlfeilen Floskeln und Redensarten.

Immerhin ist, ich wiederhole es, die Handlung in diesem Roman bis an die äußerste Grenze dessen geführt, was uns im Bereich der Dichtung künstlerisch und sittlich erlaubt scheint; nur einen kleinen Schritt weiter, und das Kunstwerk verirrt sich auf ein Gebiet, auf das wir die Gefolgschaft verweigern müßten. Diese Grenze hat Sudermann leider in der kleinen, vor etwas mehr als Jahresfrist in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ erschienenen Novelle „Das Sterbelied“ überschritten. Das Problem ist hier ungefähr dasselbe wie dort im Katzensteg, nur spielt sich hier der Kampf zwischen Pflicht und Lebensdrang in der Seele einer Frau ab, und er gewinnt überdies noch eine ganz andre Schärfe und Bitterkeit durch die Begleitumstände, unter denen sie ihn durchkämpft. Auch er endet mit dem Siege des sittlichen Gebots der Pflicht, so daß man auch hier des Dichters Tendenz nicht anfechten kann, aber die Geschichte selbst ist muffig und frivol, plump und taktlos. Die krassesten Gegensätze sind mit einem Raffinement sondergleichen herausgearbeitet, und der Eindruck ist um so peinlicher, da man das Gefühl nicht los wird, daß es dem Dichter doch nur um ein dreistes und verblüffendes Spielen mit den gewagtesten Konflikten zu thun war. Dazu kommt das geflissentliche Hineinzerren alles dessen, was uns heilig und unantastbar ist, ein witzelndes Verhöhnen der „frommen Lügen,“ die den Lebensdrang des armen Fleisches benebeln wie in einem Morphiumrausch, und daneben die lüsterne Verherrlichung der „süßen, sündigen Welt“ — das alles mit einer tendenziösen Absichtlichkeit, die, wie sie geflissentlich das religiöse Gefühl verletzt, so auch das Kunstwerk aufs empfindlichste schädigen muß. Denn jede Tendenzkunst ist Kunst zweiten Grades; darum steht auch künstlerisch diese Novelle weit unter den frühern Dichtungen, ja läßt kaum ahnen, mit welch starkem, gesundem Talent der Dichter begnadet ist. Ich möchte glauben, daß Sudermann selbst diesem Werke heute mit einer ähnlichen Empfindung gegenübersteht, wie in „Sodoms Ende“ der Professor Riemann dem Bilde seines Freundes: „Das möchte ich nicht gemacht haben.“

Seine letzte kleine Erzählung: Jolanthes Hochzeit zeigt denn auch bereits eine Abwendung von den überspannten und gepfefferten Motiven jener Novelle, obwohl auch sie immerhin auf ziemlich gewagte Voraussetzungen gegründet ist. Es bleibt uns dadurch beim ersten Lesen ein beständiges leises Gefühl der Unsicherheit, sodaß sich trotz der herzhaften Freude an der frischen, vollsaftigen Erzählungskunst eine rechte Behaglichkeit nicht einstellen will. Ich kann auch hier, da der ganze Reiz der Geschichte im Vortragston und in den Details liegt, ihren Inhalt nur in ein paar Worten andeuten. Der alte Baron Hanckel erzählt seinen Freunden die stark romantische Geschichte seiner Verlobung und Hochzeit mit der fast um zwei Jahrzehnte jüngern, schönen Jolanthe von Krakow, und wie es gekommen ist, daß er sie unmittelbar nach der Hochzeit an den jungen Lothar Pütz abtrat: das ist der Kern der Geschichte, die, wie man sieht, gleichfalls einen überaus heikeln Vorwurf behandelt und daher leicht ins Anstößige umschlagen kann. Doch ist diese Besorgnis glücklicherweise unbegründet, denn von ein paar Derbheiten abgesehen, weiß der Erzähler die Grenzen taktvoll einzuhalten, und der in künstlerischer Freiheit sich gelassen ergehende Humor, der das Ganze durchweht, und vor allem die urwüchsige Prachtfigur des Erzählers selbst machen die Bedenken am Stoff mehr und mehr schwinden. Und in künstlerischem Betracht zeigt die kleine Geschichte wieder ganz die alte Kraft und Frische, die wir an Sudermanns Erstlingswerken bewunderten. Die Novelle ist eine Icherzählung, die der tragikomische Held selbst den Freunden in einem Zuge zum Besten giebt, und wie weiß dieser ostpreußische Landjunker zu erzählen und zu schildern! In wie sattem Lebenston steht er vor uns, und wie wird uns seine ganze Umgebung, die Menschen wie die Landschaft, anschaulich nahe gerückt! Wir sehen eben auch hier wieder das eigentliche

Geheimnis der epischen Technik Sudermanns: den einzelnen Menschen kräftig in den Vordergrund zu rücken und gleichwohl die ganze Umgebung in die Handlung mit hineinzuziehen; dazu die freie und sichere Motivirung, die uns mit unentrinnbarer Ueberzeugungskraft in ihren Bann zwingt. W K

## An unsre evangelischen Volksgenossen

Die gegenwärtige innere Lage unsers Vaterlands giebt dem „Evangelischen Bunde zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" Veranlassung, sich nach sechsjährigem Bestehen aufs neue an seine evangelischen Volksgenossen zu wenden und sie zur Beteiligung an seiner Arbeit aufzurufen.

Eine tiefe Verstimmung geht durch unser nationales Leben hindurch, — rätselhaft bei einem Volke, das vor kaum zwanzig Jahren das Ziel seiner politischen Sehnsucht erreicht hat, und das sich des Friedens, des Wohlstandes und einer für jede andre große Nation beneidenswerten öffentlichen Ordnung erfreut. Wenn dennoch die innere Befriedigung unserm Volke immer mehr entschwindet, so wäre es thöricht und kurzsichtig, die Schuld davon in einzelnen Ereignissen oder Personen zu suchen, anstatt in den Gesamtzuständen unsers Volkslebens, an denen wir alle beteiligt sind. Sie liegt unsers Erachtens vor allem darin, daß wir bedrängt sind von zwei Minderheitsparteien, die alles in Frage stellen, was uns unser nationales Leben wert macht, der Sozialdemokratie und dem Ultramontanismus, und daß die große Mehrheit unsers Volks zwar darin einig ist, beiderlei Tendenzen nicht zu wollen, aber in dem, was sie positiv will und womit sie sich jener Feinde zur Linken und zur Rechten zu erwehren hätte, der Geschlossenheit jener Parteien gegenüber unklar und zerfahren ist und darum in der wohlbegründeten Angst lebt, trotz ihrer großen Ueberzahl von denselben Niederlage auf Niederlage zu erleiden.

Wir verfolgen hier nicht die sozialdemokratische Gefahr, obwohl die Gegenwirkung gegen dieselbe mittelbar auch im Bereiche der vom Evangelischen Bunde übernommnen Aufgabe liegt. Auf sie sind aller Augen gerichtet, und Staat wie Gesellschaft sind rüstig daran, sie zu bekämpfen; die ultramontane Gefahr dagegen wird von wenigen gewürdigt, von manchen aus Mut- und Ratlosigkeit absichtlich übersehen, hie und da sogar in eine Hilfe wider die Sozialdemokratie umgedeutet. Und doch ist sie nicht minder groß, ja vielleicht die dringendere. Was die sozialistische Bewegung seither erlangt hat, das sind — wider deren eignen Willen — Siege des Rechten und Guten; was die ultramontane uns abgewonnen hat, das sind Niederlagen des Rechts und des Gesamtwohls. Ein System, an dessen innerer Unwahrheit eigentlich niemand zweifelt, das mit jeder Geistesfreiheit eingeständlich unvereinbar ist und wesentlich nur durch die Macht seiner auf Herrschsucht und Aberglauben aufgebauten Organisation getragen wird, hat seit dem unglücklichen Ausgang des Kulturkampfes unter uns Fortschritt über Fortschritt gemacht. Rom hat den deutschen Staat tief gedemütigt; es darf ungestört daran arbeiten, unser Volk in zwei Teile zu zerreißen, von denen der eine alles fürchtet und verabscheut, was dem andern als gut und groß erscheint; es darf das Heimatland der Reformation mit einem Netz von Missionsstationen und Ordensniederlassungen immer dichter überspinnen, die Rückberufung einer von Moral und Geschichte gerichteten Gesellschaft als Forderung der Freiheit und Gerechtigkeit auf seine Fahne schreiben, nach unsrer Volksschule die Hand ausstrecken und in unsern Grenzgebieten jede fremdsprachliche Bevölkerung gegen unser Volkstum aufreizen; es darf schließlich, wie soeben durch den Mund des Bischofs von Mainz geschehen ist, Kaiser und Volk öffentlich einladen, den evangelischen Glauben zu verleugnen, und es wird für das alles mit immer neuen Rücksichten und Zugeständnissen belohnt.

Es ist ein tief beschämendes Schauspiel, daß eine Nation, die in ihrem Oberhaupte, in der großen Mehrzahl ihrer Fürsten und in fast zwei Dritteln ihrer Volkszahl dem evangelischen Bekenntnis angehört, fortwährend — und auch jetzt wieder — in der Besorgnis schwebt, die Regierung des führenden Staates möchte sich in ihrer Politik auf diese Macht stützen und die idealen Güter der Nation den äußern Bedürfnissen des Augenblicks zum Opfer bringen. Wir urteilen nicht über den Grund oder Ungrund dieser Besorgnis: genug, daß sie besteht. Wir würden auch niemanden vor dem Forum deutscher Geschichte freisprechen, der eine so traurige und verderbliche Politik empfehlen oder üben würde. Aber die Schuld und Anklage würde sich nicht auf einzelne beschränken lassen; sie würde die Gesamtheit unsers deutsch-evangelischen Volkes treffen. Wo ist gegenüber den planmäßigen römischen Anmaßungen die einmütige, unsern Regierungen zu Hilfe kommende deutsch-protestantische Volksgesinnung, die nicht nur weiß, was sie nicht will, sondern weiß, was sie will? Und wir brauchten es nur einmütig zu wissen und einhellig zu sagen, um den auf unserm Vaterlande lastenden Bann zu brechen. Daß aber das Panier, um das wir uns dazu sammeln müssen, kein andres sein kann, als das unsrer Reformation, in deren Grundsätzen unser Glaube, unsre Moral, unsre Wissenschaft und ganze Kultur, unser deutscher Staat mit seiner Zucht und Freiheit wurzelt — welcher deutsche Protestant könnte das ernstlich bezweifeln?

Es ist der Grundgedanke des Evangelischen Bundes, unser deutsch-protestantisches Volk wieder um diese Fahne zu sammeln, seine verschiednen kirchlichen Gemeinschaften und theologischen Richtungen zur Verständigung auf dem Grunde des Evangeliums, zur Zurückstellung untergeordneter Gegensätze einzuladen und so zur gemeinsamen Abwehr des gemeinsamen Feindes wacker zu machen. Er hat seit sechs Jahren hieran nicht vergeblich gearbeitet. Vor allem hat er in seinen Kreisen den Thatbeweis erbracht, daß ein ehrliches und gesegnetes Zusammenarbeiten für diese Ziele möglich ist. Er hat ferner die Anfänge einer litterarischen Gegenwehr gegen die übermächtige ultramontane Presse geschaffen, der römischen Propaganda gegenüber die evangelische Krankenpflege durch Stiftung eines Diakonissenhauses und mehrfache Unterstützung lokaler Bestrebungen gestärkt, die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder unterstützt und in seinen Zweigvereinen eine Fülle von Anregungen zur Hebung des protestantischen Bewußtseins und Gemeindelebens gegeben. Er hat auch die freimütige Vertretung jeder zu seiner Kenntnis gekommenen Verletzung protestantischen Rechtes, seis der Oeffentlichkeit, seis der Staatsbehörde gegenüber, nicht ohne Erfolg geübt. Er hat bis dahin über 80000 deutsche Protestanten in diesem Werke christlicher Verständigung und kirchlicher Notwehr vereinigt.

Aber was sind 80000 Mitglieder gegen die Millionen deutscher Protestanten, gegen die Machtverhältnisse unsers öffentlichen Lebens und gegen die weltumspannende Organisation der römischen Kirche? Noch verharren ganze kirchliche Provinzen in Mißtrauen und Gleichgiltigkeit gegen unsre Bestrebungen, als wenn sie keine Verantwortung für das Ganze zu tragen hätten; noch arbeitet die Parteibefangenheit uns vielfach entgegen und zieht es vor, zu zerstreuen, anstatt mit uns zu sammeln. Noch fehlen uns vielfach die besten vorhandenen Kräfte; sie lassen uns unzulänglich einer Riesenaufgabe gegenüber, weil sie nach deutscher Unart es vorziehen, zu bemängeln, anstatt zu helfen. Selbst das schlichte Bekenntnis zu Christo, dem eingebornen Gottessohn, unserm alleinigen Heilsmittler, das wir auf unsre Fahne geschrieben haben, ist — als zu weit oder zu enge — zum Stein des Anstoßes geworden. Es sei hier von neuem erklärt, was sich freilich von selbst versteht, daß dasselbe weder die kirchlichen Bekenntnisse verdrängen und ersetzen, noch die Einzelnen in ein dogmatisches System gefangen nehmen soll, sondern lediglich den Standpunkt des einfachen evangelischen Christentums bezeichnet, von dem aus unsre gemeinsame Arbeit zu treiben ist.

Und so ergeht denn an alle, denen mit uns Heil und Zukunft unsers Volkes in der Bewahrung der Grundgedanken und Geisteskräfte unsrer Reformation liegt, die herzliche und dringende Aufforderung, sich uns anzuschließen und mit ihrem Namen ihre volle Teilnahme, ihre thatkräftige Mitarbeit, ihre ganze Persönlichkeit für die Sache evangelischer Wahrheit und Freiheit einzusetzen.

Wir bitten alle Gesinnungsgenossen, in deren Hände dieser Aufruf kommt, zur Verbreitung und Beherzigung desselben nach Kräften thätig zu sein.

Eisenach, den 11. Oktober 1892

Der Gesamtvorstand des Evangelischen Bundes
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen

## Verschiedenes

**(Die Pfarrvereine und der Streit ums Apostolikum)** Unter den Entrüstungskundgebungen gegen Harnack ist auch die eines Pfarrvereins. Wir haben sie mit besonderm Bedauern gelesen. Wir können diesen Vereinen nur dann Bedeutung und Segen zuerkennen, wenn sie sich nicht zum Organ einseitiger Parteimeinungen machen. Zu unsrer Freude begegnen wir dieser Auffassung in der Predigt, die Pfarrer Kölbing von Fischbach bei der ersten Hauptversammlung des schlesischen Pfarrvereins am 21. September in Breslau gehalten hat. (Erschienen bei Fr. Richter in Leipzig unter dem Titel „Wir wollen dienen." 15 S. 20 Pfge.) Wir weisen nachdrücklich auf dieses Zeugnis hin und bitten besonders Seite 7 f. und 9 ff. zu beherzigen. Möchte die Generalversammlung der Pfarrvereine, die demnächst im Anschluß an das Wittenberger Fest abgehalten werden soll, in diesem Geiste verlaufen! R

**(Der Distanzritt Berlin-Wien)** Man schreibt uns aus Berlin:*) So ist er denn vorüber, und der Sieg entschieden. Die abgetriebnen Pferde, die ihren Anstrengungen nicht erlegen sind, genießen Ruhe, und die Reiter feiern fröhliche Feste. Soll man den Zeitungen glauben, so war es ein Ereignis ersten Ranges, nicht nur für Sportsleute und Offiziere, sondern für Hoch und Niedrig vom Rhein bis zur Donau, die nationale Ehre war im Spiele, die Kaiser beider Reiche bestätigten das, indem sie die Siegespreise selbst verteilten. Wären die Zeitungen in Wahrheit des Volkes Stimme, man müßte sich bei dieser überraschenden Thatsache bescheiden, daß das deutsche Volk unter anderm auch auf solche Weise die Aufgabe zu erfüllen glaubte, die ihm einst Wilhelm I. stellte: „sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen." Aber wenn ich meinen Ohren mehr trauen darf, als der Feder allzu eilfertiger Berichterstatter, so sprach die Stimme

*) Der Herausgeber dieses Blattes hatte aus der Ferne einen etwas andern Begriff von dem Ereignis. Um so mehr fühlte er sich verpflichtet, obiges Stimmungsbild aus Berlin auch andern zugänglich zu machen. Seit er das Manuskript in die Druckerei schickte, sind inzwischen auch sonst in der Presse, z. B. in der Nationalzeitung Nr. 577, immermehr Stimmen laut geworden, die sich in gleichem Sinne äußerten. Ich veröffentliche obige Zuschrift unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich die Verwerfung jeglichen Sports vom christlich-evangelischen Standpunkt aus nicht billigen kann. D H

des Volkes anders. Als am 5. Oktober auf dem Tempelhofer Felde durch die dichtgedrängten Menschenmassen die österreichischen Reiter herannahten, auf zum Tode erschöpften, zitternden Pferden, oft neben ihnen herschreitend, um sie wenigstens ans Ziel zu schleppen, koste es, was es wolle — da verstummten die Hurrarufe der ersten Begrüßung, und ringsum wurden Aeußerungen laut, die sich in dem einen Sinne zusammenfanden: „Es ist eine unerhörte Tierquälerei." Man darf den Berlinern keine Sentimentalität vorwerfen, auch keinen Mangel an Empfänglichkeit für militärischen „Schneid," es waren auch nicht Frauen, sondern größtenteils Männer, die sich so äußerten — freilich, muß ich hinzusetzen, wohl einer Gesellschaftsklasse zugehörig, die der Sportwelt fern steht. Hierauf wäre vielleicht zu erwidern, daß der Berliner Bürger nicht für das deutsche Volk reden dürfe, denn er sei erwiesenermaßen oft ein Philister, ja sogar ein Nörgler. Dennoch halte ich mich für verpflichtet, jenes Urteil aufrecht zu erhalten. Denn dieser Distanzritt Wien-Berlin — ein an sich übrigens sehr unbedeutendes Ereignis — berührt keineswegs nur Sport- oder nationale Interessen, sondern er fordert den Widerspruch des Christen heraus. Ohne jetzt zu fragen, ob dieses Unternehmen für den Kriegsfall praktische Bedeutung habe, ob man in dieser bitterernsten Zeit den Parforceritt einiger Offiziere für solchen Preises wert erachten könne, sei nur der Sport selbst ins Auge gefaßt. Mir scheint jeder „Sport" insoweit die Grenze des sittlich Erlaubten zu überschreiten, als er die betreffende körperliche Uebung zum Selbstzweck macht, anstatt ihr den untergeordneten Rang einer Erholung zu lassen. Vollends dann, wenn das Mittel dieses Sports ein wehrloses Tier ist, das der Ehrgeizige um des Sieges willen zu opfern bereit ist. Wer in den Zeitungen von den raffinirten Martern gelesen hat, mit denen die Distanzreiter ihre Pferde zu den äußersten Anstrengungen gestachelt haben, wer vollends die unglücklichen Tiere selbst, die den Weg überstanden hatten, mit gebrochner Kraft dahinwanken sah, der konnte sich der erwähnten Volksstimmung nicht erwehren. Das ist auch ein Kapitel der sozialen Frage: der Schutz der Tiere gegen die rücksichtslose Ausbeutung zur Lust des Menschen. Man wird es einem schlichten und redlichen Manne niemals begreiflich machen können, warum der Droschkenkutscher oder Fuhrmann, der sein Pferd ungebührlich peitscht, Polizeistrafe erhält, während auf dem Rennplatze Offiziere ihren Rossen den Hals brechen und auf dem Wege von Berlin nach Wien sie langsam zu Tode reiten unter dem Beifallsgeschrei der Menge und gefeiert von den höchsten Dienern des Staates. Zu diesem Kapitel gehört auch die Jagd, die der Waidmann mit so wohltönenden Worten verherrlicht, und die doch der Christenmensch, ja jeder sittlich nüchtern Denkende für eitel Barbarei halten muß — wohlverstanden, nicht das berufsmäßige Abschießen des Wildes, sondern die Jagd als Sport, als Vergnügen. Wann wird die Christenheit, die es in der Kultur so herrlich weit gebracht hat, zu der Erkenntnis kommen, daß jene drei Ueberreste antik-heidnischer Sittlichkeit: Duell, Jagd und Mißhandlung der Tiere zu dem Geiste Christi nicht stimmen? Man ist neuerdings so geneigt, öffentliche Proteste gegen allerlei vermeintliche Mißstände in der christlichen Kirche zu erheben, warum protestirt man nicht einmal im Namen Jesu Christi gegen derartige weitverbreitete Verkehrtheiten dieses Geschlechts? Wehe denen, die wohl dem Volke Buße predigen, aber zu den Sünden der Obern stille schweigen!

**(Zur Eisenacher Erklärung)** In unsrer Erklärung vom 5. Oktober, wie sie in voriger Nummer veröffentlicht ist, heißt es unter 1: „Ein evangelischer Christ ist jeder, der im Leben und Sterben sein Vertrauen allein auf seinen Herrn Jesum Christum setzt; wir wünschen, daß statt unevangelischen Pochens auf einzelne Lehrsätze dieser unzweifelhafte Gedanke evangelischen Christentums offen als solcher anerkannt werde."

Durch einen zu spät erkannten Schreib- oder Druckfehler steht hier „Gedanke" für „Grundgedanke." Der nachdenkende Leser wird darum den Sinn nicht verkannt haben; er hat sich gesagt, daß jener Satz: „Ein evangelischer Christ ist jeder, der im Leben und Sterben sein Vertrauen auf seinen Herrn Jesum Christum setzt," prägnant als „der Gedanke" evangelischen Christentums proklamirt sein soll, nicht als ein Gedanke neben vielen andern. Allein dieses Verständnis des Ausdrucks hat ja ermöglicht, daß der Fehler bei der Korrektur nicht bemerkt wurde. Immerhin, solche Erklärungen müssen möglichst faßlich sein auch für die große Menge, und so bitten wir, wo man von unsrer Erklärung Gebrauch macht, für „Gedanke" das ursprüngliche „Grundgedanke" einzusetzen.

Auch zwei kleinere Versehen seien bei dieser Gelegenheit berichtigt. Z. 2 der Erklärung lies „unterzeichneten" für „Unterzeichneten" und in der vorletzten Namensunterschrift „J" für „F."

Zur Sache sind mir allerlei Aufsätze und Vorschläge zugegangen, und ich darf erwarten, daß das Interesse daran sich auch noch in weitern Zusendungen beweisen wird. Ich bin dafür sehr dankbar, wenn ich diese Aeußerungen sammeln, sichten und verwerten darf, wie es mir gut scheint, aber ich kann nur das ganz Hervorragende in der „Christlichen Welt" veröffentlichen, da dieser Streit ums Apostolikum, so ernst er auch in unsern Augen ist, unser Blatt nicht ganz in Beschlag nehmen darf.

Für viele und zum Teil sehr sinnige Antworten auf meine Sonntagsfrage in Nr. 36 habe ich zu danken. Sowie der jetzt mich umbrausende Sturm nur ein wenig wird nachgelassen haben, werde ich das Beste vom Guten meinem Versprechen gemäß mitteilen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 43 der „Chronik der Christlichen Welt"**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Delegirtenversammlung der deutschen Pfarrvereine in Wittenberg.

**Montag, 31. Oktober**, abends 7 Uhr: Amtsbrüderliche Zusammenkunft aller anwesenden Pastoren mit Begrüßungsansprachen von Süd und Nord.

**Dienstag, 1. November**, früh 8 Uhr: Delegirtenversammlung. Eingeladen sind alle Vorstandsmitglieder deutscher Landes-, Provinzial- und Bezirksvereine; teilnehmen können als Zuhörer alle Mitglieder deutscher Pfarrvereine. Die Stimmen führen die Vorsitzenden oder die zu legitimirenden Vertreter. Tagesordnung: 1. Eröffnungsansprache. Superintendent Sternberg-Seelow. 2. Bericht über den Bestand der Vereine. Superintendent Oßwald-Beiernnaumburg. 3. Zusammenschluß der Vereine. Pfarrer Jungk-Carwesee und Superintendent Jeep-Stendal. 4. Pfarrer- oder Pfarrverein? Pfarrer Meyer-Niedergebra. 5. Die nächsten Aufgaben der Vereine. Pfarrer Dr. Naumann-Gießen und Superintendent Schmeling-Walchow. 6. Die Presse der Vereine. Pfarrer Dr. Harnisch-Berkau und Pfarrer Abramowsky-Soldan. 7. Die Hilfskasse. Pfarrer Baltzer-Lunow. 8. Die evangelische Kirche und die Volksschule. Pastor prim. Meißner-Wohlau.

Anmerkungen: 1. Die Pfarrer treffen sich schon am 31. Oktober zwischen 9 und 10 Uhr früh am Bahnhofe. Dort wird der Ort der Abendversammlung mitgeteilt. 2. An der Weihe der Schloßkirche können nur die von Sr. Majestät Eingeladenen teilnehmen. 3. Nachtquartier vom 31. Oktober zum 1. November ist Pfarrer Hermann in Wittenberg denjenigen zu vermitteln bereit, die ihn durch Postkarte mit Antwort bis 20. Oktober darum ersuchen. Bestellte Quartiere sind, wenn auch nicht benutzt, zu bezahlen. 4. Die Dienstagsversammlung findet im goldnen Adler am Markt statt und wird für die Dauer des auf 10 Uhr in Aussicht genommenen Gottesdienstes zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Predigerseminars vertagt.

Dr. Rathmann, Oberprediger in Schönebeck. Aurbach, Pastor in Freienbessingen. Meißner, Pastor primar. in Wohlau. Meyer, Pastor in Niedergebra. Müller, Oberprediger in Kalbe (Milde). Dr. Naumann, Pastor primar. in Gießen. Oßwald, Superintendent a. D. in Beiernnaumburg. Pasche, Pastor in Dieskau. Reinecke, Pastor in Schauen. Wächtler, Oberdiakonus und Pastor in Halle. Widberg, Pastor in Untergreißlau.

Soeben erschien **Antiquar-Katalog XV:**

## Theologie, Philosophie, Orientalia

Zu verlangen von der
**Dieterich'schen Univ.-Buchhandlung** (L. Horstmann) in **Göttingen.**

**Neuer Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
**„Stille Stunden" für eine junge Mutter.** Herausgegeben von J. Langwerth von Simmern geb. von Bülow. Mit einem Vorwort von Lina Walther. 120 Seiten. Eleg. geb. mit Goldschn. 3 Mk.

Es lebt in diesen Blättern eine im tiefsten und höchsten Sinne ideale Auffassung der Herrlichkeit und Heiligkeit des Mutterwerdens und Muttersein; es wird der ganze Ernst und die ganze Verantwortlichkeit des Mutterberufes vor die Seele geführt unter stetem Hinweis auf den einigen Helfer droben; und es folgen dann so köstliche und auch praktische, aus Gottes und aus eigener Erfahrung geschöpfte Winke für eine gedeihliche Erziehung, daß es gar nicht anders möglich ist, als daß für jede innerlich angeregte suchende junge Mutter das kleine Buch ein wahres Schatzkästlein sein wird. Möchte es in recht, recht viele Mutterhände kommen und in recht, recht vielen Mutterherzen guten Boden finden, dann würde reicher, in die Zukunft wirkender Segen von demselben ausgehen.

## Schwer erziehbare Knaben und Mädchen,

wie nervöse, schwach oder einseitig veranlagte, zurückgebliebene u. ä. finden jederzeit Aufnahme in

**Trüpers Erziehungsanstalt zu Jena.**

Aerztl. Beirat seitens der Herren Professoren Binswanger, Leubuscher und Ziehen. Aufs beste empfohlen durch Herren Prof. Mendel-Berlin, Dir. Dr. Koch-Zwiefalten, Prof. Lic. O. Baumgarten-Jena u. a.

**Alles Nähere durch die Direktion.**

Soeben ist erschienen:
**Geschichtsphilosophische Gedanken**
von Carl Jentsch
Preis in Leinwand geb. 4,50 Mk.
in Halbfranzband 6 Mk.
**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**

Durch die glückliche Geburt eines Töchterchens wurden hocherfreut
Pfarrer P. Bonsack und
Frau Margarete geb. West.
Bornhagen (Eichsfeld), den
15. Oktober 1892.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

**Hierzu eine Beilage von der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.**